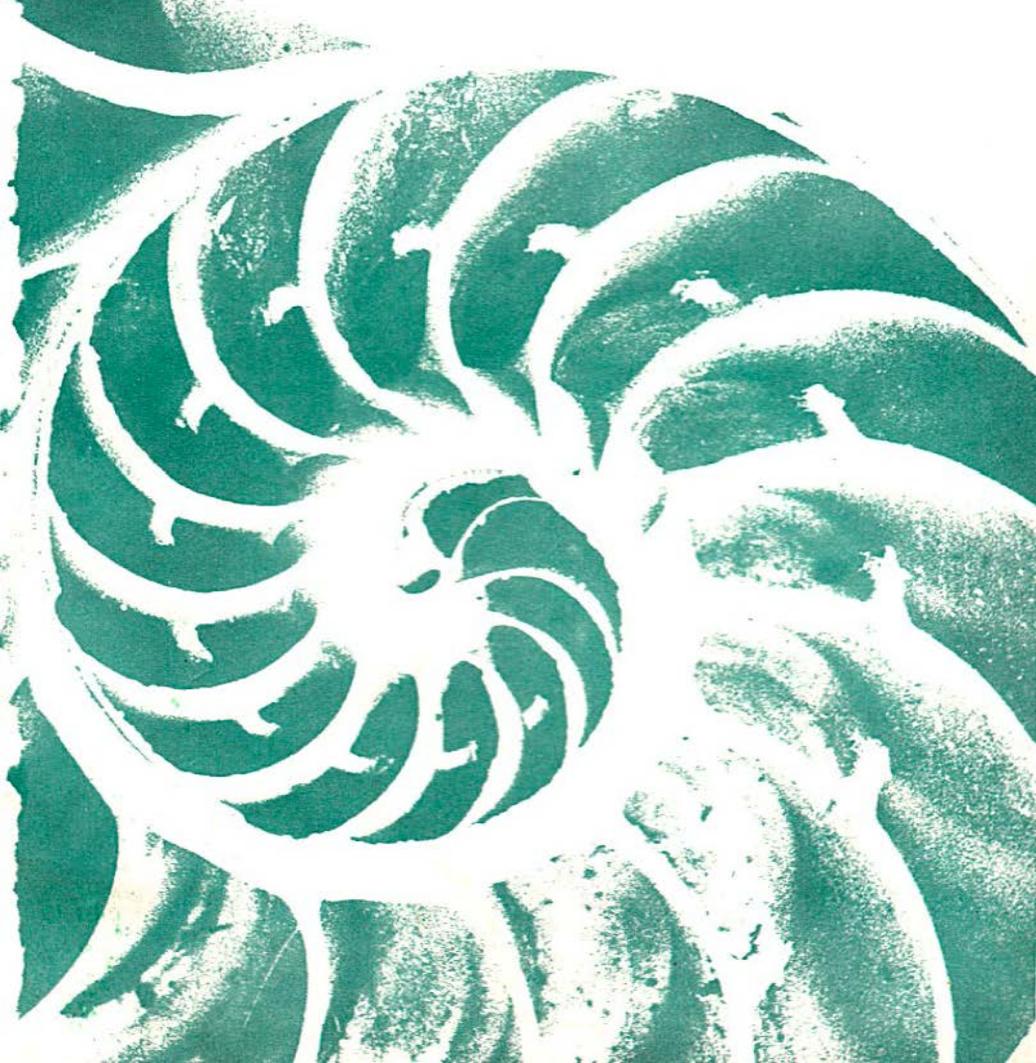


SUNRISE

THEOSOPHISCHE PERSPEKTIVEN

Heft 1, 1982



Zum besseren Verständnis der Menschen untereinander

VON GLEICHER ART	1	<i>G. F. K.</i>
SOWOHL BEIM EINFACHSTEN LANDAUSFLUG	6	<i>Madeline Clark</i>
SONNENGLANZ	7	<i>Ingrid Van Mater</i>
VON HERZ ZU HERZ	10	<i>Wim Rinsma</i>
EIN GESPÜR FÜR DAS UNENDLICHE	12	<i>Elsa-Brita Titchenell</i>
DIE AUFRECHTSTEHENDEN STEINE	17	<i>Nel Van Weijdom Claterbos</i>
DAS INNERE LICHT	21	<i>Michael Cosser</i>
DIE AUGENLOSEN DRACHEN	24	<i>Kenneth Morris</i>
ICH VERGLEICHE DIE SCHWIERIGKEITEN	30	<i>John Newton</i>
NOCH EINEN TAG	31	<i>Ida Postma</i>
HYMNUS AN KĀLA (ZEIT)	34	<i>Atharva-Veda</i>
IM ZENTRUM DES STURMES	35	<i>Douglas A. Russell</i>
NACHRICHT VON DEN ALTEN	37	<i>Elsa-Brita Titchenell</i>
DIE VIELEN BEDEUTUNGEN DER MYTHEN	43	<i>Peter H. Samsom</i>
DER MODERNE GALILEI	49	<i>E. A. Holmes</i>
DIE SONNE SEGNET DIE WELT	50	<i>Ralph Waldo Emerson</i>
JAHRESEITEN DER SEELE	51	<i>George E. Haynes</i>

SUNRISE[®] bringt ein breites Spektrum philosophischer und wissenschaftlicher Themen im Lichte alter und moderner Theosophie und ihre Anwendbarkeit im täglichen Leben; Besprechungen von bedeutungsvollen Büchern und Entwicklungen; Kommentare zu den spirituellen Prinzipien im Innersten der heiligen Überlieferungen der Welt, sowie Einblicke in die Natur des Menschen und des Universums.

SUNRISE - seit 1951 herausgegeben - ist unsektiererisch und unpolitisch, und wird von einem freiwilligen Mitarbeiterstab verfaßt. Fragen, Stellungnahmen und eigene Beiträge bitten wir an den Herausgeber zu richten.

Herausgeber: GRACE F. KNOCHE

Abonnementspreis: \$ 5.00 pro Jahr (6 Ausgaben) in den Vereinigten Staaten; in anderen Ländern \$ 6.00. Alle Korrespondenz bitten wir an folgende Adresse zu senden:

SUNRISE, Post Office Bin C, Pasadena, California 91109, U.S.A.

Telefon: (213) 798-3378

Die in den Artikeln zum Ausdruck kommenden Ansichten entsprechen nicht unbedingt den Auffassungen, die von der Zeitschrift oder dem Herausgeber vertreten werden.

Copyright © 1982 by Theos. Univ. Press. Alle Rechte vorbehalten.

Die deutsche Ausgabe von SUNRISE erscheint zwanglos und enthält Übersetzungen aus den amerikanischen Originalausgaben. Heftpreis: DM 3,- und Porto

Bestellungen an: Die Theosophische Gesellschaft - Literaturversandstelle

Krottenkopfstraße 8, Postf. 701922, 8000 München 70

Postscheckkonto: München (BLZ 70010080) Nr. 7255-807

Bankkonto: Hypo-Bank München (BLZ 70020120) Kto. 2530012150

Nat. Sekret. für Deutschland: Frau Kläre Baer, Ehrwalder Str. 21, 8000 München 70

SUNRISE

Theosophische
Perspektiven

26. JAHRGANG, HEFT 1/1982

Zu versagen würde nichts bedeuten,
aber aufzuhören für die Menschheit und
für die Bruderschaft zu arbeiten,
wäre verhängnisvoll.

— WILLIAM Q. JUDGE

VON GLEICHER ART

In einem alten Schriftstück des chinesischen Buddhismus, das wahrscheinlich ein oder zwei Jahrhunderte nachdem Buddha der Herr verschieden war, verfaßt wurde, heißt es: »die Weisheit seiner goldenen Worte« lebt weiter; der Leitelefant stirbt, ein junger Elefant übernimmt die Führung; »eine Lampe erlischt, aber das Licht geht nicht völlig aus, bevor die Flamme in einer anderen Lampe entzündet wurde. . . . und obgleich die Flamme von verschiedenen Lampen kommt, ist das Leuchten von gleicher Art.«*) Auf diese Weise wird die Übermittlung der ursprünglichen Wahrheiten über den Menschen und den Kosmos für die Nachwelt gesichert.

Es sollte daher nicht allzusehr überraschen, wenn man in den Lebensbeschreibungen der Heilsverkünder dieser Welt viele Parallelen findet, denn wie verschiedenartig ihre Schulung und ihre Unterweisung auch sein mögen, so entzündet doch jeder Träger der Flamme seine Fackel am zentralen Feuer. Nehmen wir zum Beispiel die allgemein bekannten Ereignisse im Leben Gautamas und Jesu: beide wurden auf »geheimnisvolle Weise« von einer Jungfrau gebo-

*) *A Catena of Buddhist Scriptures from the Chinese*, übersetzt von Samuel Beal, Kaplan in der Flotte Ihrer Majestät, London, 1891; Seite 139-140.

ren; beide lehnten sich gegen die Orthodoxie ihrer Priesterschaften auf, wengleich die Inspiration auf die heiligen Überlieferungen ihrer jeweiligen Heimatländer zurückzuführen ist. Beide durchbrachen alle Barrieren der Religions- und Klassenunterschiede, indem sie jeden als Schüler aufnahmen, der aufrichtigen Herzens war. Sie legten Nachdruck auf das »Licht« im Innern eines jeden Menschen, und daß deshalb für jeden die Möglichkeit besteht, Gott ähnlich zu werden – ganz gleich, ob sie Brahmanen oder Kastenlose, Sadduzäer oder Aussätzige, Könige, Kurtisanen oder Fischer sind. Bedeutungsvoll ist, daß ihr Herabkommen zur Erde von unaussprechlicher Liebe zur Menschheit angetrieben wurde – gesandt von Gott, als eine göttliche Inkarnation oder im Falle Jesu als ein Avatāra; im Falle Gautamas als Folge eines Gelübdes in zurückliegenden Leben –, das kennzeichnet sie als Glieder in der Kette der mitleidvollen Wächter, die über uns wachen und auch den letzten unter uns anspornen, dem inneren Pfad zu folgen.

Offensichtlich sind die interessanten Schilderungen über ihre Geburt, ihre Heilsverkündung und über ihren Tod zum großen Teil Allegorie. Was dabei in den kanonischen Evangelien in bezug auf Jesus, oder in den buddhistischen Schriften in bezug auf Gautama noch zuverlässige Geschichte ist, ist so reichlich mit Legende ausgeschmückt, daß es schwerfällt Tatsache von Fantasie zu trennen. Nichtsdestoweniger gibt es genügend große Ähnlichkeiten, um uns zu zeigen, wie stark sich die Einflüsse der Asienpilger auf die jüdischen Evangelienschreiber ausgewirkt haben, und umgekehrt. Mit Ausnahme der Handelsverbindungen zwischen dem indischen Subkontinent und der hellenischen Welt waren nach der Eroberung durch Alexander im 3. Jahrhundert v. Chr. für mehrere Jahrhunderte das Museum und die Bibliothek in Alexandria spirituelle und intellektuelle Nachforschungszentren für Buddhisten, Hindus, Perser, Moslems und Hebräer, aber auch für Griechen und Römer.

Eine der eindrucksvollsten Parallelen ist in dem »Buch vom großen Hinscheiden«^{*)} zu finden, eine Pāli-Schrift, die die wesentlichen Lehren Buddhas während der letzten Monate seines Erdendaseins beinhaltet. Wengleich auch der Ort des äußeren Geschehens und

^{*)} *Mahā-Parinibbana-Sutta*, ins Englische übersetzt von T.W. Rhys Davids; *Buddhist Suttas, Sacred Books of the East*, Band XI, Oxford, 1881. – *Die große Lehrrede vom endgültigen Verlöschen*, deutsche Übersetzung von Paul Dahlke.

andere Nebensächlichkeiten sich räumlich offenkundig unterscheiden, so ist doch eine außerordentliche Ähnlichkeit des Themas im 3. Kapitel mit der biblischen Szene von Gethsemane*¹ zu erkennen. Jesus hatte Petrus, Jakobus und dessen Bruder Johannes gebeten mit ihm zu wachen, während er wegging, um weiter zu seinem Vater zu beten: »Wenn es möglich ist, so lasse diesen Kelch an mir vorübergehen; doch nicht wie ich will, sondern wie du willst.« Als er zurückkam fand er sie schlafend, und er sprach zu Petrus: »Könnt ihr denn nicht eine Stunde mit mir wachen?« Betrübten Herzens ging Jesus ein zweites Mal, um zu beten: »Dein Wille geschehe.« Und er kam und fand sie abermals schlafend. Sogar beim dritten Mal konnten sie nicht wach bleiben; aber Jesus sagte nur: »Ach wollt ihr nun schlafen und ruhen? Siehe, die Stunde ist da. . . « Daß seine treuesten Schüler nicht imstande waren, ihrem Meister in der Stunde seiner Prüfung beizustehen, bewegt uns noch heute zutiefst.

In den buddhistischen Schriften, die die Ereignisse darstellen, welche zu Gautamas Tod führten, wird berichtet, daß der Tathägata (wie Buddha oft genannt wird) seinem treuesten Freund und Schüler Ānanda erklärte, daß derjenige, welcher alle Kräfte des Körpers, des Gemütes, des Denkens und des Willens vollständig bemeistert hat, um sie als Grundlage für moralische und spirituelle Entfaltung zu gebrauchen, könnte, wenn er wollte »in derselben Geburt für ein ganzes Kalpa [Weltalter] oder für den verbleibenden Rest des gerade ablaufenden Kalpas verbleiben.« Nun, der Tathägata, so fügte er hinzu, ist ein solcher, und daher könnte er, sollte er es wünschen, bis an das Ende unseres gegenwärtigen Zeitalters hier verweilen.

Das war ein Hinweis, aber Ānanda übersah ihn. Ein zweites und ein drittes Mal kam das Gespräch erneut darauf, doch Ānanda begriff die folgenschwere Bedeutung immer noch nicht, daß, wenn die Forderung an den Mitleidsvollen Einen stark genug war, er »in der gleichen Geburt verbleiben konnte . . . aus Mitleid für die Welt, zum Wohle der Götter und der Menschen.« Obgleich Ānanda eine aufrichtige Seele war, so war doch, soweit die Schrift berichtet, sein Herz noch nicht erwacht. Von Buddha kam nur die freundliche Antwort: »Du solltest mich für eine Weile verlassen, Ānanda, und tun, was immer du für richtig hältst.«

*¹) *Matthäus-Evangelium*, 26:36-45.

Kurz darauf näherte sich dem Tathāgata Māra, der Versucher – der Name bedeutet »Tod« –, und drängte ihn, nun zu sterben und in Nirvana einzutreten, worauf er zur Zeit seiner höchsten Erleuchtung verzichtet hatte, denn die Entscheidung, die er damals gefaßt hatte, sei nun erfüllt. Buddha entgegnete: In der Tat, die Brüder und Schwestern und auch die Laienschüler sind »weise geworden und wohl unterrichtet, um alle ihre größeren und kleineren Pflichten zu erfüllen«, rechtschaffen in ihrem Benehmen und imstande, anderen die »Wunder wirkende Wahrheit« des Dhamma (Dharma oder Gesetz) zu erläutern. Da aber von Ānanda kein Ruf an ihn erfolgt war, könnte er, Māra, sich nun endlich freuen: »Freue Dich! . . . von heute ab nach drei Monaten wird der Tathāgata sterben!« Darauf erfolgte ein gewaltiges Erdbeben und ein Donnerschlag krachte vom Himmel – ähnlich wie es sich während der »Kreuzigung« Jesu ereignet hat, als zwischen der sechsten und neunten Stunde sich Finsternis über das Land breitete, und, nachdem er seinen Geist aufgegeben hatte, »der Vorhang im Tempel von der Decke bis zum Boden zerriß, und die Erde bebte, . . .«

Als Buddha kurz danach Ānanda mitteilte, was sich zwischen ihm und Māra zugetragen hatte, begriff Ānanda nun augenblicklich. Nachdem jetzt feststand, daß sein Freund und Mentor schon sehr bald seine Brüder und den Orden verlassen wollte, bat er ihn flehentlich, aus Mitleid und zum Segen für die gesamte Menschheit hier zu bleiben. Die Antwort war unvermeidlich: »Bitte den Tathāgata nicht! Die Zeit für ein solches Ersuchen ist vorbei.« Hätte Ānanda sich wenigstens beim dritten Mal gerührt, fügte sein Lehrer hinzu, dann wäre sein Wunsch gewiß erfüllt worden. In Wirklichkeit, so wird gesagt, hatte Buddha von diesen Möglichkeiten auch bei zehn oder fünfzehn anderen Gelegenheiten gesprochen, doch jedes Mal hatte Ānanda den Wink nicht beachtet.

Es soll hier nicht der Eindruck erweckt werden, daß, wenn Ānanda oder die Schüler von Jesus die tiefere Bedeutung des Geschehens um ihren Lehrer erfaßt hätten, sie den Lauf des Schicksals hätten aufhalten können. Dazu kommt die weitere Tatsache, daß der Tathāgata oftmals zu Ānanda und den Brüdern gesagt hatte, daß alles, was geboren ist, auch wieder stirbt, und daß alles, was uns lieb und teuer ist, eines Tages ebenso dahingehen wird, denn es liegt in der Natur der Sache, daß alle Dinge, welche ins Dasein gebracht wurden, auch die unab-

dingbare Notwendigkeit beinhalten, ihre Form wieder abzustreifen. Das Rad des Gesetzes dreht sich und treibt uns durch fortwährenden Wechsel unerbittlich in dem langsamen, aber mitleidsvollen Prozeß des Selbst-Erwachens voran.

Wahrscheinlich liegen sowohl der buddhistischen als auch der christlichen Erzählung wenig geschichtliche Tatsachen zu Grunde, doch das verneint die letzte tiefe Wahrheit nicht, die sie enthalten. Keine der beiden Geschichten endet mit: »Und dann glückselig für immer«, auch sollte sie es nicht, denn das Leben ist eine Mischung aus Gut und Böse, aus Freud und Leid, von der wir tröpfchenweise ein Maß an Weisheit herausdestillieren können. Wenn wir hierin eine Tragödie sehen, dann deshalb, weil wir die Geschehnisse zu eng begrenzt betrachten. Von der Perspektive vieler Leben aus gesehen, gibt es weder Fehlschlag noch Erfolg, nur Unterweisung, und darin liegt sowohl Ermutigung als auch Herausforderung. Ānanda, Petrus, Jakobus und Johannes sind wir selbst; wir können uns mit ihnen identifizieren, denn ihre Schwäche ist unsere eigene. Wie oft werden wir uns der Realität einer Situation erst *nach* der Erfahrung voll bewußt, bemerken zu spät, wie wir in dieser verpaßten Gelegenheit hätten reagieren müssen. Gelegenheiten kommen und gehen für uns alle. Einige ergreifen wir, meist durch Intuition, und sind die Gewinner. Andere, vielleicht sehr wichtige, lassen wir vorübergehen. Doch es ist nicht alles verloren, denn gewisse Teile unseres Bewußtseins registrieren die Lektion. Wäre es anders, würde es uns anschließend nicht sofort bewußt werden, entweder einige Stunden später, oder vielleicht auch nicht bevor der angenehmere Teil eines Lebens vorbei ist. Doch erwachen werden wir unbedingt, und darin liegt der Triumph!

Als Bewohner dieser Welt gehen wir durch einen stürmischen Zyklus, in dem sich die Umwälzung der Ideale außergewöhnlich verstärkt, was aber nicht ohne Erfolg ist. So, wie in jedem Herbst das Blätterkleid des Jahres abgelegt wird, um die Rückkehr des Frühlings und das Knospen neuer Energien vorzubereiten, so geschieht es auch mit uns. Wenn wir in Harmonie mit der Seele der Natur schwingen, lernen wir, daß es keinen Fehlschlag geben kann, wenn das Herz treu und das Motiv selbstlos ist, und wir den festen Willen haben, unsere Bestrebungen in den Dienst der Menschheit zu stellen. Unerschütterlich an diesem Ideal festhalten, sollte auch der Erfolg begrenzt

sein, heißt, in die Fußtapfen der Edlen Erhabenen zu treten, die hin und wieder ins Erdendasein zurückkehren, angetrieben von tiefstem Mitempfinden mit allen, die leiden. Die Lampen mögen unterschiedlich sein, aber das »entströmende Licht ist bei allen von gleicher Art.«

– G. F. K.



Sowohl beim einfachsten Landausflug als auch bei der abenteuerlichsten Safari übernimmt naturgemäß der Erfahrenste der Gesellschaft, sobald es notwendig wird, die Führung, wählt klug den Weg und vermittelt seinen Gefährten Sicherheit und Vertrauen. So verhält es sich auch mit der gesamten menschlichen Familie. Sie hat ihre Vorläufer und ihre Führer, die den Weg gezeigt und die Spur markiert haben. Die Menschheit hat immer einen gefährvollen Weg beschreiten müssen, der von Stürmen und Gefahren umgeben war. Sie ist in ihrer Vorwärtsentwicklung stets dadurch unterstützt worden, daß sie den Fußtapfen derjenigen folgen konnte, die die königlichen Eigenschaften gepflegt und entsprechend zum Ausdruck gebracht hatten. Unzählige Millionen haben auf diese Weise das Andenken Jesu Christi oder Gautama Buddhas festgehalten.

Gerade von diesen beiden Errettern und von vielen anderen Großen unterschiedlichen Grades, wie zum Beispiel Empedokles, Apollonius, Konfuzius, wird berichtet, daß sie von Ort zu Ort zogen, lehrten und heilten, wobei ihnen eine Menschenmenge folgte, die staunte und sie mit ihrer Gegenwart unterstützte. Es spielt jedoch nur eine untergeordnete Rolle, ob das alles auf Tatsachen beruht oder nur symbolisch ist. Das menschliche Leben wird, wie wir wissen, durch größtenteils unbewußte Energien angeregt, die aus dem tiefsten, innersten Kern zu Wachstum und Erweiterung des Charakters drängen. Die Anziehungskraft ist aufwärts und vorwärts gerichtet, und daher empfindet die Menschheit auch immer Liebe und Ehrfurcht für jene, die darin erfolgreich waren.

– MADELINE CLARK



Hinter den Menschen, hinter allen Dingen,
schwebt der ewige Geist des Mitleids.

— KATHERINE TINGLEY

Ingrid Van Mater | SONNENGLANZ

Diese Jahreszeit bringt vielerlei Gedanken mit sich, einige fröhliche, einige sentimentale; und ein besonderer Glanz durchdringt die Welt. Wir sind glücklich, daß dies in jedem Jahr so ist. Es erweckt in unseren Herzen, trotz aller äußeren Vorkommnisse, ein immerwährendes Vertrauen in das im höchsten Sinne Gute und in die spirituelle Verheißung des Menschengeschlechts. Ganz gleich wie unterschiedlich die Überlieferungen des Brauchtums der verschiedenen Völker auch sein mögen, etwas Großes, Starkes durchdringt die gesamte Menschheit, das sie zu einer engeren Bruderschaft der echten Anteilnahme verbindet, und brüderliche Gefühle in den inneren Bereich unserer Seele eindringen läßt. In den wunderbaren Augenblicken dieser heiligen Zeit werden wir, ganz gleich wo wir uns befinden, inmitten einer Familiengemeinschaft, in einer ruhigen Gedankenpause, oder unter den Sternen in einer klaren, kalten Nacht, von etwas Mystischem berührt, von einem Raunen von Etwas, das viel größer ist, als daß es unser Geist fassen könnte, und dem wir uns unwiderstehlich verbunden fühlen.

Diese Sonnenwende-Geburtszeit schafft günstige Voraussetzungen dafür, uns selbst gegenüberzustehen, und sie ermahnt uns, sich über das Kleinliche, Durchschnittliche und Oberflächliche zu den »großen, grundlegenden Maßstäben des Universums und des Lebens« zu erheben. Wir sind wahrhaftig Teilnehmer an einem kosmischen Drama, in dem die Sonne und ihre Planetenfamilie und alle himmlischen Scharen mitspielen. Wir feiern nicht nur, weil wir sicher sind, daß unser Tagesgestirn uns auf seiner Reise nach Norden abermals seine lebenspendende Wärme schenkt, sondern deshalb, weil wir die Versicherung haben, daß die wahre Sonne, die das Herz der

sichtbaren Sonne ist, konstant bleibt. Der Frohsinn bei den alten Mittwinterfesten, bei denen Freudenfeuer angezündet wurden, ist daher nicht verwunderlich. Diese Feuer waren nicht nur Symbole für die sich wiederbelebende Sonnenkraft, sondern auch für das ewige, göttliche Leben.

Im Altertum waren heilige Tage mit den vier jahreszeitlich bedingten Kreuzungspunkten des Jahres verbunden, und mit den Festlichkeiten war beabsichtigt, das innere Bewußtsein zu beleben und das Gefühl der Verwandtschaft mit der gesamten Natur zu erwecken. Von diesen Feiern ist die Wintersonnenwende die Krönung des Jahres geblieben. Durch ihre Verbindung mit der Geburt von Errettern und dem Hervorbringen des Gottes in jedem Menschen, bezeugt sie, daß das Licht des Mitleids über das Dunkel der Unwissenheit und der Selbstsucht siegt. Sie erinnert uns daran, daß sonnenbeschienene Gipfel über den schattigen Tälern der Lebenserfahrung ragen, und daß das göttliche Feuer in jedem menschlichen Herzen, als Mittelpunkt allen Lebens, eine beständige Quelle der Inspiration und der Stärke ist.

Hymnen an diese Erhabenheit der Sonne haben seit Urzeiten die Völker begeistert und folgender Lobgesang wurde der Christ-Sonne in den ersten Jahrhunderten von den Christen dargebracht.

O Du, wahre Sonne,
Die Du scheinst mit ewigem Licht,
Erfülle uns!
Erhabenheit des heiligen (kosmischen) Geistes
Durchdringe unseren Geist!

Jeder von uns ist als ein untrennbarer Teil des universalen Lebens im Innersten dieser Weg, der zum Herzen der Sonne führt, und jeder von uns wird eines Tages ein »Sohn der Sonne« werden, wie die Heilande der Menschheit durch die Jahrtausende hindurch genannt worden sind – jene Großen, wie zum Beispiel Christus und Buddha, die nach der mithraischen oder der römischen Überlieferung mit dem Glanz des Sol Invictus oder der Unbesiegbaren Sonne durchflutet waren.

Die Bräuche der verschiedenen Völker widerspiegeln die Kenntnis von diesem alles durchdringenden göttlichen Strahlenglanz aus

längst vergangenen Zeiten, obgleich ihre eigentliche Bedeutung heute verdunkelt ist. Wir erkennen, daß der echte mystische Geist der Weihnacht nicht nur in der Verehrung des Sternes und der Erlöser besteht, oder in der phantasievollen, aber überall vorkommenden Gestalt des heiligen Nikolaus, der Freude und Wohlwollen verkörpert, sondern in den einfachen Dingen des täglichen Lebens, in der Hingabe an das Alltägliche.

Ich habe dabei an das Heim gedacht, das in dieser Jahreszeit in ein Zentrum des Lichtes und der Wärme verwandelt wird und die Familie näher zusammenbringt, und wo die Gefühle der Liebe und der gegenseitigen Anerkennung gepflegt und geteilt werden. Wenn wir zusammen beim Feuer sitzen, erfreuen wir uns eines alten Brauches, der die Kunde von unserem kosmischen Erbe überliefert; denn vor vielen Jahrhunderten glaubte man, und vielleicht nimmt man es heute noch in einigen ländlichen Gegenden an, daß das brennende Julscheit tatsächlich eingefangenes Sonnenlicht freigibt und für das kommende Jahr die Segnung der Sonne ins Haus bringen wird - wenn die Flamme in dieser Nacht nicht erlischt! Das Herdfeuer war als Mittelpunkt des Familienlebens heilig, und wenn jedes Jahr an diesem Festtag das Scheit am Feuer des Vorjahres wieder angezündet wurde, so garantierte es, daß der Geist, der ewige, strahlende Glanz weiterhin das Haus gegen schlechte Einflüsse schützen werde.

Es herrscht wirklich in jedem Haus eine gewisse Atmosphäre, es herrscht ein bestimmter Geist, der durch jedes Familienmitglied hervorgerufen wird. Wer aber könnte sagen, welchen mächtigen Einfluß zum Guten in der Welt das Heim haben kann, wenn das innere Herzenslicht brennend gehalten wird? Wenn wir in das neue Jahr eintreten, dann sollten wir uns wünschen, daß ein Teil des Weihnachtszaubers durch unzählige Gesten des Guten Willens und durch Taten, die das Beste in uns ausdrücken, unvermindert anhalten möge. So wie die Sonne ihr Licht an jedem neuen Tag ausstrahlt, so können auch wir Erleuchtung, innere Stärke und Freude finden, indem wir zuversichtlich unser göttliches Ziel und unsere Einheit mit dem mitleidvollen Herzen der Natur zu erreichen versuchen.



Die schneebedeckte Straße war kalt und völlig verlassen. Wenn ich mich richtig erinnere, war es mitten im Winter, vor langer Zeit, in dem kleinen Fischerdorf am Ufer des früheren Zuidersees, wo ich damals wohnte. Die hübsche Turmuhr schlug neun klangvolle Schläge durch die rabenschwarze Finsternis. Von Nebelschwaden hin- und hergetragen, schwang der Schall noch einen Augenblick nach, ehe er sich in der Endlosigkeit verlor. Häuser und Schiffe hatten fremde geheimnisvolle Formen angenommen; der weiche Schimmer einer Gaslaterne warf einen verschwommenen Lichtschein auf die Fassaden der Häuser und schuf bizarre Schatten, die durcheinander zu tanzen schienen und abwechselnd heller und dunkler wurden. Die Geräusche des Alltags waren fast ganz verschwunden. Dann aber, in der Stille, konnte man – erst noch weit entfernt, aber allmählich durch die Winternacht näherkommend – die fast magischen Schreie von Scharen von Wildgänsen hören, die vorüberflogen. Es ist ein Schrei, der eine andere Bewußtseinsdimension stimuliert, die man zuweilen stark empfinden kann.

Wir mögen uns sehr wohl fragen, was uns daran so berührt, daß wir nach oben schauen und so intensiv zuhören. Ist es nicht die Essenz jenes GEISTES, der durch die Unendlichkeit vibriert und die Ursache des ehrfurchterweckenden strahlenden Firmamentes ist, auf den diese Vögel ebenfalls reagieren, und von dem sie auf ihrem Zug geleitet werden? Und setzt er nicht auch in der Tiefe unseres Herzens eine Seelensaite in Schwingung, so daß wir blitzartig die Einheit allen Seins empfinden? Wir wissen dann mit Sicherheit, daß selbst das Kleinste nicht gestört werden kann, ohne das Größte zu beeinflussen, und daß der Verursacher die Folgen ernten muß, die er verdient hat.

Die wirkliche universelle Einheit von allem sichtbaren und unsichtbaren Leben ist eine sehr, sehr alte Vorstellung, die jetzt wie-

dererstand, aufgrund einer tiefempfundenen Sehnsucht in der menschlichen Seele, ob wir uns ihrer bewußt sind oder nicht. Indem sich die Herzen direkt berühren, bewirkt sie die Veränderung der falschen Vorstellung, die wir uns gebildet haben, daß »ich anders bin und besser als Du.« Die Realisierung dieses Wunders in eine lebendige Kraft zwischen uns, erscheint hoffnungsvoller als je zuvor. Mit ihrer Hilfe und mit berechtigtem Selbstvertrauen werden wir das gegenseitige Vertrauen und die gegenseitige Achtung – sowohl zwischen den einzelnen Menschen als auch zwischen den Völkern – wiederherstellen und in der Zukunft verstärken. Eine spontane und reinigende Verbindung, mit oder ohne Worte, wird vor allem anderen dazu beitragen, die Menschheit zu einigen, anstatt die Menschen voneinander zu trennen.

Durch unseren freien Willen sind wir hierzu imstande, wenn wir nur wollen, weil jeder Mensch, der sich dafür öffnet, geführt werden kann, durch den GEIST – das große Mysterium –, das wir das Göttliche nennen und von dem ein unzerstörbarer Kern in uns ist, der von Johannes als das innere Licht beschrieben wird.

Im letzten Viertel des zwanzigsten und am Beginn des einundzwanzigsten Jahrhunderts bestehen inmitten einer katalytischen Finsternis und Unruhe große Herausforderungen und Möglichkeiten, denn gerade »wenn die Nacht am dunkelsten ist, strahlen die Sterne am hellsten.« Die Essenz des Lichtes des »Sterns« in jener Stille und Ruhe harrt in der Tiefe unseres Herzens.



Wer sich zum Richter über Wahrheit
und Wissen macht,
erleidet Schiffbruch durch
das Gelächter der Götter.

— ALBERT EINSTEIN

So vielgestaltig ist die Phantasie,
daß das allein schon ganz phantastisch ist.

— Shakespeare

Elsa-Brita Titchenell

EIN GESPÜR
FÜR DAS UNENDLICHE

Unter den Phänomenen unserer Zeit ist ein deutliches Aufleben des Interesses für die phantastische Literatur zu verzeichnen. Nicht nur Kinder, sondern auch Erwachsene, alte und junge, wenden sich zur Beschäftigung und Unterhaltung den Werken der Phantasie zu. Diese Neigung haben Robert H. Boyer und Kenneth J. Zahorski vom St.-Norbert-College in La Pere, Wisconsin, beobachtet und eine zweibändige Anthologie*) zusammengetragen. Diese zwei Bände enthalten Erzählungen von bekannten Schriftstellern dieser Richtung, wie J. R. R. Tolkien, John Buchan, George MacDonald und auch von weniger bekannten, aber deshalb nicht weniger hervorragenden Schriftstellern, darunter auch Kenneth Morris, von dem die meisten Werke seit einigen Jahren vergriffen sind. Dank Dr. Boyer und Dr. Zahorski wird die Öffentlichkeit wieder auf einige davon aufmerksam gemacht. Diese beiden Gelehrten haben jetzt gemeinsam mit Marshall B. Tymn einen Führer durch die Literatur auf diesem Gebiet zusammengestellt.**)

»Core Collection and Reference Guide« (auf dessen Umschlag die Reproduktion von Richard Dadds *The Fairy Feller's Master Stroke* [Das Meisterstück des Zauberers] zu sehen ist) beginnt mit einer Abhandlung, die die verschiedenen Formen der phantastischen Schriften im einzelnen beschreibt und sie in sieben Kategorien ein-

*) *The Fantastic Imagination* und *The Fantastic Imagination II*, (Die Phantastische Imagination I und II). Eine Sammlung höchst phantastischer Werke. Avon Books, New York, 1977 und 1978; Paper \$ 2.25 und \$ 2.50.

***) *Fantasy Literature, A Core Collection and Reference Guide*, R. R. Bowker Co., New York und London, 1979; 287 Seiten, gebunden \$ 14.95.

teilt, von Traumvisionen und psychologischen Phantasien bis zu Science Fiction. Davon sind allerdings keinerlei Werke in der Kategorie »Phantasie« untergebracht. Diese Sammlung enthält auch nicht das, was die Verfasser niedere Phantasie nennen – das »nieder« ist eine Klassifizierung und kein Werturteil. Nach sorgfältigster Aussonderung empfiehlt der Führer eine repräsentative Auswahl nur der besten Beispiele dessen, was hier als »hohe« Phantasie bezeichnet wird. Im Stil drückt es sich so aus, daß der Verfasser konsequent seine eigene Welt schafft, die sich von der Alltagswelt unterscheidet, aber eigene Gesetze hat, nach denen alles passieren kann und auch passiert.

die Welt der niederen Phantasie ist die primäre Welt – die reale Welt, in der wir leben.

... Die sekundäre Welt mit ihrer wahrnehmbaren, aber nicht rationalen Kausalität, ist das Charakteristische der hohen Phantasie. Im Gegensatz dazu geschehen in der niederen Phantasie Dinge, für die es keine Ursache oder Erklärung gibt, weil sie in der rationalen Welt geschehen, wo man derartige Dinge nicht erwartet.

— *Fantasy Literature*, Seite 5–6

Das Unheimliche und Wunderbare wird von unserer nüchternen Gesellschaft etwas verlegen wieder in Erwägung gezogen, und die Menschen, die an metaphysisches Denken nicht gewöhnt sind, hegen oft die Vorstellung, die materielle Welt sei die eine Hälfte des Ganzen und die »spirituelle« die andere Hälfte. Das mag die Ursache dafür sein, daß sie bedenkenlos Vertrauen in die mutmaßliche Überlegenheit und in das Wohlwollen der Bewohner dieser jenseitigen Welt haben, in der Götter, Dämonen und alles, was zum Feenland gehört, zusammengeworfen wird, und die als harmlose Geschöpfe aus Schaum und Phantasie betrachtet werden, im Gegensatz zu den stabilen Bewohnern auf der massiven Erdkruste. Diese vereinfachte Betrachtung wird in den klassischen Feengeschichten nicht bestärkt. Sie unterscheiden genau zwischen den Welten, die höher sind als unsere eigene Welt und denen, die tiefer liegen und tatsächlich das berücksichtigen, was wir ohne weiteres beobachten können, wenn wir uns die Zeit nehmen, darüber nachzudenken: Die physische Welt nimmt deutlich eine in jeder Hinsicht scheinbar zentrale Stellung ein – im Raum, in der Zeit und im Bereich der Wellenlängen, die wir als Materie betrachten. Auch im Größenmaßstab sehen wir, daß der Mensch im Mittelpunkt oder in der Nähe seiner wahrgenommenen Welt steht, irgendwo in der Mitte zwischen riesigen Anhäufungen

von Milchstraßen und Quarks. Da wir Teile eines anscheinend endlosen Kontinuums in all diesen Beziehungen sind, könnte sich daraus ergeben, daß der kühne Forscher, der in unbekannte Bereiche vordringt und sein Wahrnehmungsvermögen aus unserem normalen Umkreis des Empfindens in unbekannte Weiten ausdehnt, mit ebenderselben Wahrscheinlichkeit damit rechnen muß, entweder in höllische Zustände abzusinken oder in Himmel aufzusteigen, die normalerweise nicht zu sehen sind. Die Richtung, die er einschlägt, wird vermutlich durch seine natürliche Vorliebe bestimmt.

In ähnlicher Weise könnte die schöpferische Imagination eines Schriftstellers seine Neigungen widerspiegeln. Seine Charaktere und Handlungen bekommen, entsprechend seinem eigenen Charakter und seiner augenblicklichen Stimmung, einen erhebenden oder einen unheimlichen Ausdruck. Darin liegt eine große Verantwortung gegenüber den unbekanntem Lesern, die ganz unterschiedlich beeinflußbar sind. Eine Geschichte kann erheben oder erschrecken, manchmal beides. In jedem Fall hinterläßt sie ein Gedankendepot mit Gedanken, die den Geist noch lange, nachdem das Buch weggelegt wurde, beschäftigen. Ebenso besteht ein weltweiter Unterschied zwischen der Phantasie, die ihren Ursprung in den bedeutungsvollen Mythen hat, und dem fröhlichen Unsinn eines Wolkenkuckucksheimes oder den Ammenmärchen, die erdacht wurden, um die Kleinen in den Schlaf zu lullen. Wie die »hohe Phantasie«, die von unseren Anthologen zusammengetragen wurde, und die, ihrer Meinung nach, nicht nur oder nicht hauptsächlich nur für Kinder bestimmt ist, so sind die Mythen und die davon abgeleiteten Geschichten und Legenden alles andere als Breinahrung für Einfältige. Im Gegenteil, sie sind manchmal eine höchst geniale Methode, uns wissenschaftliche und ethische Instruktionen zu geben und die rechte Lebensführung zu zeigen. Sie täuschen durch ihre Einfachheit, verlangen aber eine kindliche Geradheit, die wenige Erwachsene aufbringen können. Sie vermögen die edelsten Triebe wachzurufen, Intelligenz und Verständnis anzuregen und stehen keiner erfundenen Geschichte nach, wie ausdrucksvoll oder klug diese auch sein mag. Ihre Bildersprache ist oft übertrieben unglaubwürdig, um dadurch die richtige Einstimmung für die wesentliche Botschaft, die das Bewußtsein erfassen soll, besser herzustellen. Es ist paradox, aber die Andeutung der tatsächlichen Grundlage, die viel großartiger ist, als daß der Ver-

stand sie allein ergründen kann, verleiht den Bildern Gültigkeit und ruft »Ehrfurcht und Staunen« (Tolkiens Worte), die durch hohe Phantasie entstanden sind« hervor, und wird von den Kompilatoren (Sammler von Auszügen aus verschiedenen Werken) sehr geschätzt. Das soll nicht heißen, daß jede hohe Phantasie instruktiv ist – wenigstens nicht absichtlich. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß gerade die unterhaltsamsten und hübschesten Geschichten eine gedankliche und gefühlsmäßige Nachwirkung haben, die einen nachhaltigen, nach oben gerichteten Impuls von Mut und heroischem Streben vermittelt. Dieser Impuls stammt aus der Universalität der Prinzipien, die ihn weitergeben. Auch wo die Lehren über Tugend und vorbildliches Verhalten auf taube Ohren stoßen, erwecken ihre Vorbilder dennoch Bewunderung und den Wunsch nachzueifern, trotz unseres (niedereren) Selbst.

Dieses Gefühl für das Unendliche bildet den Hintergrund der Mythologie und der Erzählungen, die von den Mythen stammen; deshalb bereiten sie einen offenen Kanal für den Gedanken, damit er sich ungehindert dem Unbekannten zuwenden kann, dabei lassen sie den Zuhörer oder Schüler seine eigenen Entdeckungen machen, und sich sein Urteil selbst bilden. Wir werden an das Heilige in unserem Inneren und in der »realen« Welt erinnert – aber nur, wenn wir danach verlangen. Man fragt sich in dieser Hinsicht, ob irgendeine Welt oder irgendein Geschehen mit Recht als unreal betrachtet werden kann, auch wenn ihre Existenz nur auf die Gedanken des Schriftstellers beschränkt ist. Spielt sich nicht alles Leben tatsächlich in dem betreffenden Bewußtsein ab, das es erlebt? Träume und Visionen, Entzücken und Schamgefühl, Alpträume, die uns verfolgen und in Schrecken versetzen – sind sie für uns weniger real als die vertraute Umgebung, in der wir unsere Tage verbringen? Auch ohne greifbare Form erfüllen derartige Erfahrungen unser Bewußtsein und formen unsere Haltung, die ihrerseits wieder die Wahrnehmungen und die Handlungen lenkt, die unsere späteren Geschicke formen.

In dem Maße, in dem der Autor das eigene innere Suchen weiterführt, kann er dem Leser ein Gefühl seiner eigenen mythischen Realität vermitteln – einen feinen Zauber, der im Gefüge seiner Erzählung eingeschlossen ist und die eigenen lebendigen Farben und Strukturen in den anderen einfließen läßt, der ihn dadurch verstehen kann. Gerade dieses geheimnisvolle Unberührbare verleiht der

hohen Phantasie den Zauber. Es mag wohl sein, daß der Leser den Vorstellungen des Verfassers nicht ganz folgen kann, aber es wird – wie auf anderen Gebieten des Lebens – durch die stillen Gedankenverbindungen, die zwischen uns allen bestehen, eine gewisse Übertragung des Erkennens vermittelt, die allgemein menschlich ist und jedes Gemüt in einem gewissen Maße berührt. In diesem Bereich ist der Mensch wirklich ein Schöpfer; und so nehmen wir mit jedem Schritt Form oder Phantasie auf, wir bewegen uns entweder nach rechts oder nach links, vorwärts oder rückwärts, geführt und angetrieben durch alle die unzähligen Denker der Vergangenheit, und nehmen unseren Platz zwischen ihnen ein, indem wir helfen, unsere gemeinsame Zukunft zu gestalten.

In den zwei Bänden *The Fantastic Imagination* gibt es eine Menge Absonderlichkeiten und Ergötzliches. Viele der Erzählungen nehmen uns durch die geistreichen Akzente oder durch das Ungewöhnliche gefangen, aber viele enthalten auch etwas mehr: Eine sanfte Brise aus Sphären, die realer sind als unsere eigenen. Diese inspirierende Art des Realen inmitten des Ursprünglichen ist es, die Werke wie die von Kenneth Morris auszeichnet, der »die Götter wieder mit der Göttlichkeit bekleidet, die durch die Zeit verlustig gegangen ist« (*Fantasy Literature*). Sie schöpfen, ob absichtlich oder unabsichtlich, aus dem großen mythischen Reservoir menschlicher Weisheit, die den tiefsten Tiefen unserer Wahrnehmungen zugrunde liegt und die die phantastischste Vorstellung des Menschen bei weitem übertrifft.

*Der Weg, den wir gehen, ist lang und
mag beschwerlich sein, aber gleichzeitig
ist er auch voller Freude und Glanz,
denn er wird durch das spirituelle
Feuer erhellt.*

— G. DE PURUCKER

Ein einsamer Ort auf der Insel Lewis, der nördlichsten Insel der Äußeren Hebriden, deren nächste Nachbarn im Norden Island, im Süden Irland, und im Westen der weite Atlantische Ozean sind. Der Ort heißt Callanish. In der Nähe befindet sich das aus ein paar Häusern bestehende gleichnamige Dorf, und dahinter das glitzernde Wasser eines Meeresarmes. Darüberhinaus gibt es nichts weiter als die baumlosen Hügel, die mit Torf bedeckt sind.

Und da sind sie, scharf und dunkel heben sie sich gegen den hellgrauen Himmel ab, ein großer Kreis aufgerichteter Steine, mit Steinreihen, die sich von diesem Kreis in die vier Himmelsrichtungen des Kompaß erstrecken, wobei die nach Norden stehende Reihe viel länger ist als die anderen drei, und in zwei Reihen wie eine eindrucksvolle Allee dasteht. In der sie umgebenden Stille vermitteln diese Steine etwas von der fernen, unbekanntenen Vergangenheit, in der sie errichtet wurden. Wie sie so dastehen geben sie dem menschlichen Geist Kunde von einer Zeit, die viele, viele Jahrtausende zurückliegt, von Gedanken, die majestätische Richtlinien gehabt haben müssen. Riesige Steine wurden für ein gigantisches Projekt gebraucht: Innerhalb eines Radius von vier Kilometern wurden nicht weniger als zwölf Ruinen megalithischer Bauwerke gefunden.

Wer waren die Erbauer? Die Geschichte gibt keine Antwort. Die Legende berichtet, daß die Steine auf vielen Schiffen nach Lewis gebracht wurden, begleitet von einem großen Priesterkönig, ihm untergeordneten Priestern und einer Schar von »schwarzen Männern«, die die Steine aufstellten. Als das Bauwerk fertig war, fuhren die »schwarzen Männer« und einige Priester fort. Der Oberpriester und seine zurückgebliebenen Assistenten errichteten bei den Steinen eine Kultstätte. Die Priester trugen Umhänge aus farbigen Federn, und der Oberpriester erschien mit Zaunkönigen, die ihn

umflogen. *) Diese Geschichte erinnert an die Mythen über Quetzalcoatl, den Gott-Priester der Tolteken, dessen Name »gefiederte Schlange« bedeutet. Die Schlange ist ein allgemeines Symbol für einen Weisen oder Initiierten.



DIE AUFRECHTSTEHENDEN STEINE VON CALLANISH

Wenn, wie diese Legende andeutet, Callanish unter der Leitung eines Eingeweihten erbaut wurde, dann kann die Größe, die der megalithischen Struktur zugrundeliegt, erklärt werden, denn sicher wurde das Gebiet von Callanish als Tempelanlage errichtet. Es kann auch als Observatorium gedient haben, denn obwohl die gegenwärtigen Forschungen noch nicht zu endgültigen Schlüssen geführt haben, deuten die Ergebnisse unmißverständlich auf kosmische Zwecke hin: Während der Tagundnachtgleichen kann von einer bestimmten Stelle innerhalb des Kreises der Aufgang und der Untergang der Sonne, wie auch des Mondes, genau festgestellt werden. Mit den anderen Steinaufstellungen in der Nachbarschaft können genaue Beobachtungen gemacht werden. Professor Alexander Thom hat bis jetzt elf dieser Stellen ausfindig gemacht, die möglicher-

*) Otta Swire, *The Outer Hebrides and Their Legends (Die Äußeren Hebriden und ihre Legenden)*.

weise Beobachtungsstellen waren und auch die Gelegenheit bieten, alle Zyklen des Mondes genaugenug zu beobachten, um die Eklipsen von Sonne und Mond vorhersagen zu können. Die Tatsache, daß der Mond alle 18 Jahre, 11 Tage und 8 Stunden eine Umlaufbahn beschreibt, scheint bekannt gewesen zu sein, obgleich der Mond in Callanish kaum über dem Horizont zu sehen ist. Das alles würde auf außerordentliche Kenntnisse über das Universum hinweisen, auch wenn die betreffenden Beweise noch nicht so gesichert sind wie im Fall von Stonehenge.

Unter den einheimischen Überlieferungen von Callanish sind einige, die auf einen Zusammenhang mit den Druiden hindeuten und auf die Verehrung des Sonnengottes Bel (Baal). Eine davon war noch am Anfang dieses Jahrhunderts allgemein bekannt:

Amersten Tag des Mai (Beltane) wurden alle Feuer auf der Insel gelöscht. Die neuen wurden an einem Feuer entzündet, das von einem alten Priester entfacht wurde. Er wohnte an einem Ort, der jetzt ein Teil des Dorfes von Callanish ist, etwas nördlich der Steine, und ein Baum auf einem Feld soll angeblich der Platz gewesen sein, wo er das Feuer erhielt. Das Feuer wurde von dem Priester innerhalb des Steinkreises verteilt,...

Vor etwa hundert Jahren gab es bestimmte Familien in Callanish, die als »zu den Steinen gehörend« bekannt waren, und obwohl die Geistlichen ausdrücklich andächtiges Pilgern zu den Steinen an den alten Festtagen untersagt hatten, wurden diese Besuche dennoch im geheimen unternommen, »denn es gehörte sich nicht, die Steine zu vernachlässigen.« Man glaubte, »der Leuchtende« käme zur Sommersonnenwende bei Sonnenaufgang, vom Ruf eines Kuckucks angekündigt, den von Steinreihen gesäumten Weg herauf.

Es wird erzählt, daß der Kuckuck seinen Ruf auch erschallen ließ, um das Mai-fest der Druiden einzuberufen. Heute, so vermutet man, fliegt jeder Kuckuck, wenn er im Frühjahr in Lewis ankommt, zuerst nach Callanish und läßt seinen ersten Ruf von den aufgerichteten Steinen aus ertönen. *)

Aus alledem kann man vermuten, daß Callanish seit undenklichen Zeiten ein heiliger Ort gewesen ist, der auch heute noch in Ehren gehalten wird, und daß er in Zeiten, die weit hinter dem liegen, was für uns Geschichte ist, ein Tempel und ein astronomisches Observatorium war. Ein Tempel ist stets ein Ort gewesen, an dem Menschen über die menschliche Natur belehrt wurden, über ihre Beziehung zum Universum und über ihre Bestimmung; ein Ort, an dem der Mensch sich des Einsseins mit göttlichen Kräften bewußt ist. Wenn wir uns den Menschen als einen Teil des Universums, das ihn

*) Gerald und Margaret Ponting, *The Standing Stones of Callanish (Die aufrechtstehenden Steine von Callanish)*, (Pamphlet), 1977; Seite 12 – 13.

umgibt, vorstellen, nicht als ein fremdes Element, sondern als ein lebendiges »Atom«, das vollständig am Leben des Universums Teil hat, dann ist es eine ganz natürliche Angelegenheit, daß Tempel und Observatorium zwei Teile ein und derselben Sache sind, und der Mensch das Bindeglied ist. In Zeiten, in denen es mehr Erleuchtung gab als heute, glaubte man, daß die Unterweisung im Tempel für diejenigen gegeben wurde, die spirituell bereit waren, sich aktiv und bewußt auf den Pfaden einzusetzen, die unsere Erde mit der Sonne und darüberhinaus mit den Planeten verbinden – was Initiation bedeutet.

Die aufgestellten Steine, Zeugen aus der Zeit vor Tausenden vergangener Jahre, was haben sie gesehen? Während langer Zeitalter der Vergessenheit wuchs allmählich der sie umgebende Torf und bedeckte sie schließlich zur Hälfte, bis 1857 der Besitzer von Lewis aus Ehrerbietung vor der Vergangenheit den Torf beseitigen ließ. Doch vor langen Zeiten, in denen ein anderes Klima herrschte, und bevor der Torf sich ansammeln konnte, kamen da nicht Menschen wie wir für hohe kultische Zwecke hier zusammen? Denkt man darüber nach, dann steigt ein Gedanke aus dem tiefsten Innern auf: Jene weisen Menschen, die die vergangenen Zivilisationen inspirierten, müssen auch heute noch ein Teil der menschlichen Familie sein; es ist undenkbar, daß sie der Menschheit verloren sein können. Wenn sie aber noch immer ein Teil der Menschheit sind, könnten sie dann nicht vielleicht ebenso bereit sein, uns heute etwas von ihrem Wissen mitzuteilen, wenn wir nur in der richtigen Weise an der Tür ihres unsichtbaren Tempels anklopfen? Ihr schweigenden, aufrecht stehenden Steine, wie ihr in eurem feierlichen, geheimnisvollen Kreis unser Denken heute herausfordert!



Plato läßt Sokrates in seinem Dialog *Phaidros* eine bemerkenswerte Geschichte erzählen, mit der er das Wesentliche über die Rede und ihre Beziehung zum geschriebenen Wort ausdrückt. Kurz, er sagt, daß es im alten Ägypten einen König gab, und daß dieser und sein erster Minister beide in Wirklichkeit göttliche Wesen waren. Eines Tages kam Theuth*), der Minister, zum König und bat um Erlaubnis, alle Menschen die verschiedenen Künste und Wissenschaften lehren zu dürfen, wie z. B. Zahl und Rechnen, die Geometrie und die Astronomie, das Brett- und Würfelspiel und andere Dinge, die er erfunden hatte.

Als er alles aufgezählt hatte, erkundigte sich der König nach dem Nutzen einer jeden Erfindung und stimmte zu oder lehnte ab, je nachdem. Als aber die Rede auf die Schrift kam, da warnte der König ihn. Theuth hatte gemeint, daß sein Geschenk der Schrift die Ägypter schulen würde, sie klüger machen und ihr Gedächtnis verbessern würde. Der König erwiderte jedoch, daß die Einführung der Buchstabenkunst die gegenteilige Wirkung haben würde. Anstatt die Weisheit zu vergrößern und das Gedächtnis zu verbessern, würden die Leute von der Schrift per se abhängig, und das Vertrauen auf das innere Licht der Eingebung würde verkümmern. Dennoch gewährte der König die Bitte, aber er warnte den Minister auch vor den Folgen. Plato drückt es so aus:

Deine Erfindung wird Vergessenheit in den Seelen der Lernenden entstehen lassen, weil sie ihr Erinnerungsvermögen vernachlässigen werden: sie werden sich auf die sichtbaren geschriebenen Zeichen verlassen und sich nicht mehr aus sich selbst heraus erinnern. Das, was du eigentlich gefunden hast, ist ein Hilfsmittel für das Gedächtnis, nicht für die Erinnerung. Du gibst deinen Schülern nicht Wahrheit, son-

*) Heute besser bekannt als Thoth (ägyptisch: Tehuti), der mit Hermes identisch ist.

dem nur den Schein einer Weisheit; sie werden viele Dinge hören, ohne belehrt zu werden; sie werden viel zu wissen meinen, und im allgemeinen nichts wissen. Ihre Gesellschaft wird ermüdend sein, da sie mit Scheinwissen großtun müssen, ohne das wahre Wissen zu besitzen.

Es ist wichtig, an diesem Punkt Platos Lehre ins Gedächtnis zu rufen, daß die Seele ursprünglich göttlich war, daß sie der Entwicklung wegen in grobstoffliche Lebensstadien eintrat. Der Erwerb des Wissens bestand nicht so sehr darin, Einzelheiten, die außerhalb des Menschen lagen, zu sammeln, als vielmehr darin, die angeborene Weisheit der Seele hervorzubringen. Plato veranschaulicht das noch in einem anderen Dialog. Sokrates stellte einem Knaben, der bei Tisch bediente, Fragen, wobei er durch die richtige Fragestellung in einfacher Form von ihm den Lehrsatz des Pythagoras über die Quadrate der Seiten eines rechtwinkligen Dreiecks entlocken konnte. Sokrates erklärte, daß das durch die »Erinnerung« möglich sei, der man nur in richtiger Weise beikommen müsse, um sie zu wecken. In den alten Mysterienschulen sollte der Vervollkommnungsprozeß der menschlichen Natur angeregt werden. Im Verlauf der Übungen wurde den Schülern klar, was sie gelernt hatten. Der Lehr-Zyklus brachte in gedrängter Form und in kürzerer Zeit den langsameren, längeren Weg der evolutionären Entfaltung der gesamten Menschheit. Plato, Proclus und andere haben auf die *teletai* oder »Vollendung« hingewiesen, die die Eingeweihten erfuhren. Die ägyptischen Mysterien waren im Altertum berühmt, ebenso die griechischen, und Theuth (Hermes) war besonders eng mit ihnen verbunden.

Theuth wurde, wie Plato in dem Dialog feststellt, durch den Ibis symbolisiert, den zweifarbigen Vogel, der die Dualität der geistigen Fähigkeiten darstellt. Die höheren werden vom spirituellen Menschen angezogen, während das niedrigere Denken mit der tierischen menschlichen Natur verbunden war. Im ägyptischen Hieroglyphensystem, das mit Figuren oft Begriffe bildlich ausdrückte, wurde der edlere Aspekt des Denkens durch einen Falken dargestellt, den Vogel, der anscheinend am höchsten zur Sonne fliegt, wobei die Federn den Sonnenglanz zurückstrahlen. Der niedrigere Aspekt des Denkens, allein betrachtet, wurde als affenartige Gestalt gezeigt. Alle drei Glyphen erscheinen in der berühmten Vignette vom »Wiegen des Herzens«, wenn der Kandidat eines hohen Einweihungsgrades seinem innersten Wesen gegenübersteht.

In einer der ältesten ägyptischen Mythen ist Theuth das Sinnbild für den Logos. Theuth oder Hermes ist der große Erwecker des Geistes, sowohl in unserem Universum als auch in der Menschheit. Er ist auch die Hauptfigur in einer der hervorragendsten Schriften, die jetzt nach ihm *Hermetica* genannt werden. In diesen Schriften wird die wunderbare Erhebung geschildert, die der Mensch erfährt, wenn er seinem höheren, inneren Selbst von Angesicht zu Angesicht gegenübersteht, nach einer langen Zeit der Schulung, die dazu diente, diese ungeheuer beeinflussende Begegnung zu erreichen. Das Bewußtsein wächst und überflutet das Wesen mit einem inneren Licht, das eins ist mit dem kosmischen Licht, in das der Kandidat eingetaucht ist. Jene ungewöhnlichen Seelen, die eine derartige besondere Erfahrung durchgemacht haben, wie sie im Buch Pymander der *Hermetica* beschrieben ist, haben eine Funkenspur hinterlassen wie die Kometen und Meteore, die durch den Raum schießen.

Sind Bücher somit wertlos? Nicht notwendigerweise. Sokrates sagte, die Schrift befähige die Menschen, sich nur vermittels »äußerer Kennzeichen« zu erinnern, während Theuth »Hinweise für das Gedächtnis« anstatt ein »Rezept zur Erinnerung« anbiete. Wahres Gedächtnis glüht voller Leben, so daß wir einen inneren Dialog mit den Ideen, die in den inspirierten Schriften solcher Menschen wie Plato enthalten sind, haben können. Aus solchen Dialogen muß größeres Verständnis kommen, eine Erweiterung des Denkens, ein Fortschreiten des Bewußtseins im Herzen und im Geiste.

Können wir unsere Gedanken soweit zurückschicken, um uns vorzustellen, welch ein Aufleuchten inneren Lichtes erfolgte, als der menschliche Geist in der weit zurückliegenden Vergangenheit zum ersten Mal erweckt wurde? Können wir uns in die Zukunft versetzen und vorhersehen, was sein wird, wenn wir alle das Ziel erreicht haben, und in vollkommener Weise die höchsten spirituellen menschlichen Eigenschaften zum Ausdruck bringen, die als Anlage in uns vorhanden sind? In dieser Richtung liegen die segensreichsten schöpferischen Bemühungen eines jeden von uns, da wir als Teile einer Einheit miteinander verbunden sind, die so tiefgründig ist, daß ihre Wurzel jenseits unseres Vorstellungsvermögens liegt.

Chang Seng-yu sollte der Künstler sein, deshalb war das Gedränge so groß. Die Höfe des Tempels des Friedens und der Glückseligkeit waren seit der Morgendämmerung voller Menschen, obwohl die Sonne zweifellos ziemlich hoch am Himmel stehen würde, bevor der große Chang das Gerüst besteigen und die Arbeit beginnen konnte.

Ganz Nanking war gespannt, seit sich die Nachricht verbreitet hatte, der Kaiser wünsche, daß auf beiden großen Mauerflächen des Tempels ein Drache gemalt werde. Und als dazu erzählt wurde, Chang Seng-yu sollte der Künstler sein, da war die Freude sehr groß. Seine mächtigen Pinselstriche waren bekannt, und seine Farben waren so zart wie die Abendnebel auf dem Yangtse, oder so rein und lieblich wie die Farben der Blumen. Immer wenn er in der Öffentlichkeit malte, standen Leute um ihn herum, um ihm zuzusehen, und von Zeit zu Zeit applaudierten sie begeistert zu seinen meisterhaften Pinselstrichen, den Einfällen seiner kühnen Phantasie, den Augenblicken, in denen die schöpferischen Funken sichtbar wurden. Und diese Menschen der chinesischen Renaissance - vor etwa vierzehnhundert Jahren - waren wirkliche *Kenner*.

Sie liebten Chang Seng-yu auch noch aus einem anderen Grund, abgesehen von seiner genialen Beherrschung des Pinsels. Viele glaubten, er könne den fliegenden Drachen lenken, die äußersten Enden der Erde besuchen, und auf dem ehrwürdigen Kranich reiten, um über den neun Stufen des Himmels zu schweben. Derartige Dinge wurden zu jener Zeit vollbracht. Es war eine bestimmte Kraft um Chang Seng-yu, die unbegrenzte Möglichkeiten andeutete. Man konnte nie genau sagen, was mit einem Bild geschehen würde, das er malte.

Plötzlich eine Stille im Hof des Tempels. Der Künstler ist gekommen und mit ihm eine kleine Gruppe von Schülern, die Pinsel und Farbtöpfe trugen. Er ist ein stiller, freundlicher alter Mann, der sich beim Hereinkommen tief vor den Leuten verbeugt. Er begrüßt sie höflich und formell, aber nicht unfreundlich, während er an ihnen vorbei zur Tür des Tempels geht. Die Angesprochenen antworten höflich und stolz auf das Zeichen der Ehre, das sie empfangen haben, denn er ist in den Augen der Öffentlichkeit ein allgemein anerkannter Held. Der Schneider und der Schuster haben sich vorsorglich einen freien Tag genommen und sind mit ihrer Familie gekommen, um den Tag im Tempel des Friedens und der Glückseligkeit zuzubringen und dem Meister beim Malen zuzusehen. Der Metzgerlehrling, auf einem Botengang, kann der Versuchung nicht widerstehen, hineinzugehen. Der Dienstmann berechnet genau alle Umstände und glaubt, er könne hineingehen und zusehen, wie so eine große Wandfläche plötzlich mit Leben bedeckt wird, denn wenn er sich nachher beeilt, werde er immer noch rechtzeitig mit seiner Last ankommen. – Für alle diese Leute ist Malerei sichtbar gemachte Dichtung. Sie weist auf die Geheimnisse des Tao hin, das größte Wunder und die größte Erhabenheit des Lebens. Und dieses Werk von Chang Seng-yu wird keine gewöhnliche Malerei sein.

Tag für Tag versammelte sich die Menge im Hof, und wenn Chang Seng-yu ankam, folgte sie ihm in den riesigen Tempel. Tag für Tag löste sich die gespannte Stille immer wieder in Gemurmel auf, und das Gemurmel wurde zu leicht bewegtem Beifall. Ein Pinselstrich, und das Maul eines Drachen war zu sehen; und nun wuchs die wunderbare Form und wurde mit jedem Strich, Glied für Glied mit allen Windungen des riesigen Körpers bis zum letzten Ende des Schwanzes vollendet. Alles glänzte in leuchtendem Gelb, als ob es das über die große Mauer fallende Licht des Sonnenuntergangs wäre: Es war ein Wesen von erlesenen Kurven, edlen Linien, fließend, großartig und harmonisch, an dem alle Teile die höchsten menschlichen Vorstellungen und Bestrebungen auszudrücken schienen. Es anzuschauen war, als höre man plötzlich den Klang einer großartigen und Ehrfurcht einflößenden Musik. Die Seele jedes aufrechten Menschen wurde dadurch gebeugt und gleichzeitig erhoben. Die Zuschauer erwarteten jeden Augenblick, durch die langgestreckte Gestalt des Drachen eine Bewegung zittern zu sehen und daß er, sich

windend, die mächtigen Schwingen schüttelnd, aus der Wand hervortretend und durch das Dach hindurchbrechend, sich einen Weg in den blauen Himmel bahnen würde. Etwas Furcht mischte sich in ihr großes Entzücken: Bestimmt bedient sich der Meister der Magie.

»Herr«, sagte Lu Chao, »aus welchem Grund hast Du das ehrenwerte Auge nicht gemalt?«

»Könnte dieser heilige Drache sehen«, antwortete Chang Seng-yu, »dann würde nichts seine Lordschaft abhalten, seine Heimat auf dem Tummelplatz der Blitze aufzusuchen.«

»Wie ist das möglich?«, sagte Lu Chao. »Der Drache ist wundervoll, aber es ist nur eine Abbildung in Farbe. Wie könnte ein derartiges Bild in den Himmel entschweben? Es gefällt dem Meister, sich auf Kosten dieses Elenden in Späßen zu ergehen.«

»Durchaus nicht, Lu Chao«, sagte der Meister. »Du hast bis jetzt nur wenig Verständnis für die Mysterien der Kunst.«

Aber Lu Chao zweifelte, und es bereitete ihm Kummer, daß Chang Seng-yus Schöpfung unvollendet bleiben sollte.

Der gelbe Drache war fertig, und seine prächtige Gestalt bedeckte den oberen Teil der südlichen Mauer. Die Leute konnten es kaum unterlassen, ihn zu verehren. Sie erblickten in ihm eine Göttliche Kraft, das Element des Licht-Bringens, das vollkommene Symbol der Inspiration, des heiligen und belebenden Gedankens vom Himmel. »Wenn der Meister sein Geschöpf nicht ohne Augen gelassen hätte«, sagten sie, »dann wäre seine Lordschaft nie damit zufrieden, sich auf Erden aufzuhalten. Der richtige Wohnort für so jemanden ist der Himmel.« Aber Lu Chao zweifelte weiterhin.

Chang Seng-yu kam auf diese Angelegenheit nicht mehr zurück; aber wenn Lu Chao an der Reihe war, den frisch in den Farbtopf getauchten Pinsel an Chang Seng-yu weiter zu geben, dann blickte dieser auf ihn herab, schüttelte den Kopf, und ein Schatten zog über sein Gesicht. »Obwohl Lu Chao eine gute Veranlagung besitzt, wird er niemals ein Maler werden«, dachte er seufzend.

Das Gerüst kam an die gegenüberliegende Wand, und dort begann ein purpurroter Drache zu entstehen. Gelegentlich besuchte auch der Sohn des Himmels, der Kaiser Wu-ti, den Tempel, um das voranschreitende Werk zu besichtigen. Dann stieg der Künstler jedesmal herab und verbeugte sich, aber Wu-ti, ein heiliger Mann, wollte keine Ehrbezeugung vom Schöpfer jener Drachen haben.

»Verbeuge Dich mit mir vor diesen zwei königlichen Boten des Himmels«, sagte er. »Aber aus welchem Grund hat der ehrwürdige Meister die Augen ausgelassen, um sie zuletzt zu malen?«

»Herr«, sagte Chang Seng-yu, »die göttlichen Augen ihrer Lordschaften werden nicht gemalt werden. Es besteht die Gefahr, daß sie mit der Erde nicht zufrieden wären, wenn sie sehen könnten, und in ihren angestammten Feuerhimmel entschweben würden. Kein Mensch könnte ihre Augen mit soviel Mitleid ausstatten, daß sie den Wunsch haben könnten, hierzubleiben.«

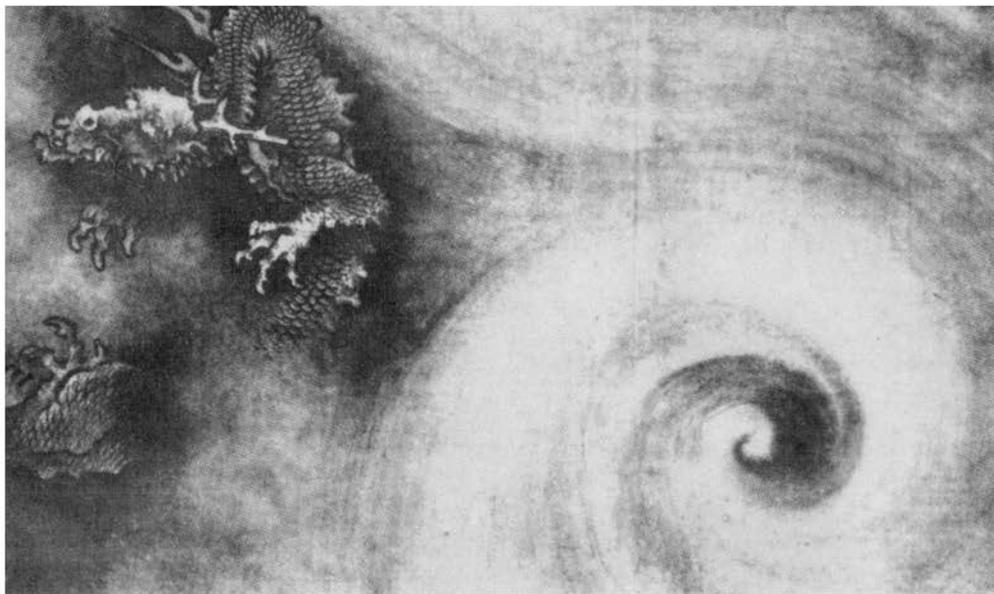
»Es ist gut«, sagte der Kaiser. »Ihr Bestreben, sich emporzuschwingen, ist deutlich zu sehen. Laß sie hierbleiben, um die Hüter des Friedens und der Glückseligkeit meines Volkes zu sein.«

Lu Chao hörte das, aber auch der Glaube des Sohnes des Himmels konnte ihn nicht überzeugen. »Es mag so sein, wie der Meister sagt«, dachte er, »aber derartige Dinge gehen über mein Verständnis. Wie könnten Gestalten, die aus Farbe gemacht sind, den Wunsch oder das Verlangen nach himmlischen Räumen haben? Mir scheint, der ehrwürdige Chang macht sich lustig, wenn er davon spricht, ihre Augen so zu malen, daß sie Mitleid ausdrücken.«

Die Arbeit näherte sich dem Ende, und Lu Chao zweifelte immer mehr. Freilich machte er im Malen Fortschritte, und die Geschicklichkeit, die er bei seiner Arbeit zeigte, wurde von vielen gelobt. Der Tag, an dem die Einweihungsfeier für die Drachen stattfinden sollte, war bereits festgesetzt worden, und es blieb bis dahin noch etwas Zeit. An bestimmten Tagen war der Tempel nun geschlossen, und der Meister und seine Schüler arbeiteten im Atelier. Chang Seng-yu ging dort von einem zum anderen und äußerte sich kritisch zur Arbeit eines jeden. Bei den Bildern von Lu Chao schüttelte er ein wenig betrübt den Kopf. »Du hast Fertigkeit und Ausdauer«, sagte er gewöhnlich, »aber es fehlt der Glaube.«

Lu Chao grübelte darüber nach, er hatte aber nicht den Wunsch, Glauben zu erlangen. »Viele sagen, daß ich Fortschritte mache«, dachte er, »und auch mir scheint es so. Der Meister ist wirklich hart in seiner Beurteilung. Wenn ich ihm zeigen könnte, daß er sich irrt, . . .« Er überdachte die Angelegenheit und machte einen Plan.

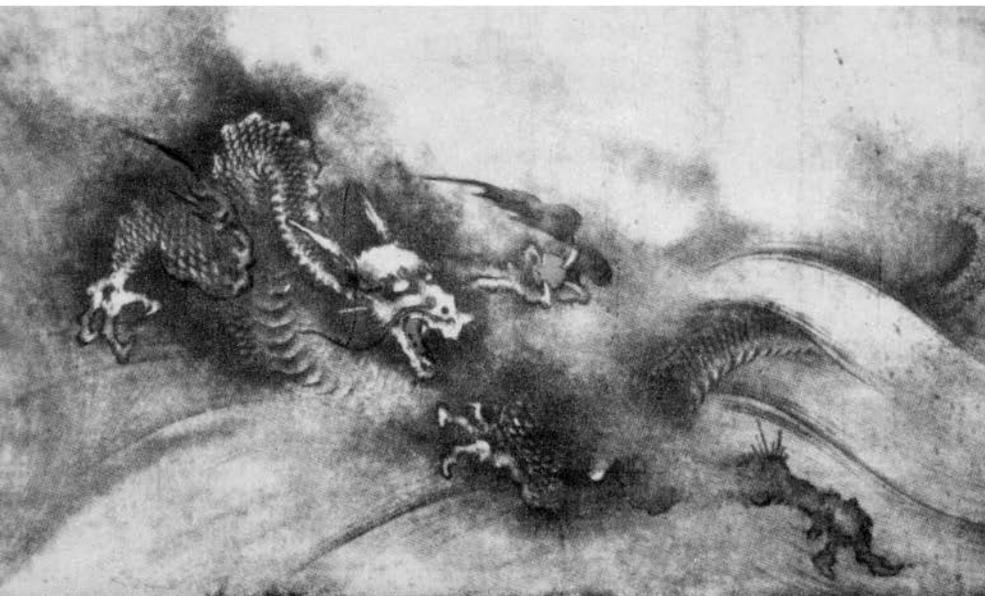
Der Tag der Einweihung kam; das große Werk war vollendet. Priester und Propheten, Weise und Doktoren kamen aus ganz Liang zusammen und auch aus den Königreichen jenseits des Yangtse und



der Westlichen Berge. Den ganzen Tag über fanden Opferhandlungen im Tempel des Friedens und der Glückseligkeit statt; Prozessionen gingen hindurch und huldigten freudig den Drachen. Schließlich kam die Nacht und in der großen Halle und in den Höfen war es still.

Für Lu Chao war die Zeit gekommen; jetzt wollte er beweisen, daß der Meister sich geirrt hatte: daß die gemalten Formen sich nicht selbst von der Wand abheben konnten, auf die sie gemalt waren, und daß er trotz des fehlenden Glaubens Fortschritte gemacht hatte. »Möglicherweise hat es mit Magie zu tun«, sagte er, »obwohl ich nie etwas davon gesehen habe. Aber der Verstand verbietet mir, daran zu glauben.«

Er nahm eine Laterne, einen kleinen Pinsel und etwas Farbe, soviel wie nötig sein würde, und ging durch die dunklen Straßen zum Tempel. Er wußte, er würde ohne Schwierigkeit hineinkommen. Sollte irgend jemand eine Frage stellen, so hatte Chang Seng-yu etwas vergessen und hatte ihn deswegen hergeschickt. Es war jedoch ganz unwahrscheinlich, daß er irgend jemand treffen würde, und er hoffte ungesehen hineinzukommen. »Niemand wird wissen, daß ich es tat«, dachte er. »Man wird annehmen, daß die Geister die Augen gemalt haben, weil es ihnen nicht gefiel, daß der Meister das Werk



nicht vollendet hatte.

Er traf niemanden, und es gelang ihm über das Tor zu klettern. Im Hof fand er eine Leiter. Er stellte sie an die südliche Mauer beim Kopf des gelben Drachen, kletterte hinauf und machte sich an die Arbeit. Als er durch die Stadt gekommen war, war es eine stockdunkle, aber ruhige Nacht gewesen. Jetzt, beim ersten Pinselstrich, gab es einen Donnerschlag, einen Blitzstrahl. In seiner plötzlichen Verwirrung fiel ihm der Pinsel hinunter, und er mußte hinabsteigen, um ihn aufzuheben. Waren die Geister beleidigt? Er zögerte und dachte daran, nach Hause zu gehen. »Aber nein«, sagte er, »das ist Angst, das ist ausgesprochener Aberglaube.« – Und er stieg die Leiter wieder hinauf. Die Laterne, die an einer Sprosse nahe beim Kopf des Drachen hing, warf ihr Licht darauf: Ein kleiner Kreis warmer Helligkeit, die sich in der Dunkelheit verlor. Sie genügte, die Absicht Lu Chaos auszuführen. Nun ein paar Pinselstriche, mehr würde nicht nötig sein.

Der erste, und er verspürte Furcht. Der zweite, und die Mauer schien zu wanken. Der dritte, und Schweiß trat ihm auf Stirn und Rücken, seine Hand zitterte heftig. Er nahm sich zusammen und redete sich gut zu. Er überwand das Zittern seiner Hand und setzte den letzten Strich. Das Auge des gelben Drachen war gemalt.

Lu Chao klammerte sich an die Leiter. Im spärlichen Licht der

Laterne sah er, wie sich der herrliche Kopfdrehte, bis er dem Tempel das ganze Gesicht anstatt nur das Profil zuwandte. Er hatte das linke Auge gemalt; jetzt waren beide da, blickten hierhin und dahin, stolz, unruhig, sandten feurige Strahlen durch die tiefe Dunkelheit. Die Leiter wackelte, schwankte. Plötzlich richteten sich die zwei wunder-vollen Augen voll auf ihn, auf Lu Chao. Ein Schatten von Abscheu glitt über sie, dann füllten sie sich mit maßloser Trauer, mit Leid, das tiefer war, als daß man es ertragen konnte. Der Hals wandte sich zurück: im übernatürlichen Licht der Drachenaugen sah Lu Chao, wie der Drache sich krümmte und von der Wand löste. Ein Krachen, und er sah, wie die ungeheuren Schwingen geschüttelt wurden. Die Welt schwankte schrecklich, ein zerreißender Lärm, ein Zerren und Krachen, eine blendende Flamme. . . . Ganz Nanking war erwacht und auf den Straßen. Was die Leute sahen, war ein goldenes Wunder, das in den Himmel entschwebte, eine kometenhafte Pracht, die aufstieg, bis sie sich in der Dunkelheit des Himmels verlor.

Am Morgen besuchte der Kaiser die Ruinen des Tempels des Friedens und der Glückseligkeit, und mit ihm ging Chang Seng-yu, der Meister. Nur die nördliche Mauer stand noch. Das Dach war mit einem einzigen Schlag, wo die feurigen Schwingen es gespalten hatten, zerbrochen. Von der südlichen Mauer stand nur der untere Teil, der Rest war zusammengefallen. Unter den Trümmern fanden sie die Leiter, verkohlt und zerbrochen, und die zerschmetterte Leiche von Lu Chao.

»Ach«, sagte Chang Seng-yu traurig, »er wäre nie ein Künstler geworden.«

Ich vergleiche die Schwierigkeiten, die wir im Laufe eines Jahres zu meistern haben, mit einem großen Reisigbündel, das viel zu groß ist, um es aufheben zu können. Aber Gott verlangt von uns nicht, daß wir das Ganze auf einmal tragen. Er löst das Bündel barmherzig auf und gibt uns erst einen Stecken, den wir morgen tragen sollen, und so weiter. Das könnten wir leicht fertigbringen, wenn wir nur die Last, die uns für jeden einzelnen Tag zudedacht ist, aufnehmen würden; aber wir ziehen es vor, unsere Mühsal zu vergrößern, indem wir den gestrigen Stecken heute nochmals tragen und die morgige Last unserer heutigen Bürde hinzufügen, noch bevor man von uns verlangt, sie zu tragen.

— JOHN NEWTON

Der Jahreswechsel erinnert uns daran, wie schnell die Jahre dieses Jahrhunderts und auch unsere eigenen Lebensjahre vorübergehen. Im allgemeinen betrachtet man die Zeit nicht als Freund, weil wir uns zu deutlich bewußt sind, wie zerstörend sie auf uns einwirkt. Wenn wir jung sind, sprudeln wir über vor Lebenskraft und warten begierig auf den Tag, an dem wir soweit sein werden, unsere Träume zu verwirklichen. Sobald wir erwachsen sind, stürzen wir uns mit Schwung, mit Hoffnungen und Idealen auf das Wagnis der Familiengründung und der Karriere. Doch zu jedem von uns kommt früher oder später Leid, vielleicht in Form von Krankheit, als schmerzlicher Verlust, Krieg oder durch Katastrophen und auch jene Enttäuschungen, die an sich nicht zu schwerwiegend sind, sich aber nach und nach zu einer schweren Last auftürmen. Über Jahrzehnte hinweg fordern sie ihren Zoll, und oft sind Menschen, die noch in der vollen Blüte ihres reifen Lebens sein sollten, bereits verhärtet und mutlos. Erinnerung an frühere Zeiten erzeugen Depressionen, und die Gewißheit des bevorstehenden Alters und des Todes zeichnet sich am Horizont ab.

Würden wir mehr in Übereinstimmung mit den Naturgesetzen leben, dann würden die Jahre uns weniger belasten, und die Begeisterung, mit der wir begannen, brauchte niemals zu verblassen. Eine der Schwierigkeiten des modernen Menschen besteht darin, daß unsere Gesellschaft in ihm wirklichkeitsfremde Erwartungen gefördert hat, daß die Welt ihm etwas schuldig sei in Form von finanziellem Entgelt, gesellschaftlicher Stellung und persönlichem Glück. Ein gut Teil seiner Energie wird daher dazu verwendet, sowohl die Umstände als auch seine Persönlichkeit unter Druck zu setzen, um diesen künstlichen Lebensstandard zu erreichen. Wenn seine Bemühungen fehlschlagen, und das Schicksal seinen eigenen Weg mit ihm vor hat,

kann die fortwährende Anspannung den Menschen weit vor seiner Zeit alt und müde machen.

Für jeden, der nicht unter dem Zwang dieses Wahnes unserer Zeit steht, ist es ganz klar, daß in diesem Fall die eigentliche Ursache der Erschöpfung Habgier und Egoismus sind. Vor allem kann kein Mensch sich jemals mit einem anderen völlig vergleichen, weil jeder das ist, wozu er sich in vielen Leben selbst entwickelt hat. Jeder einzelne von uns hat seine besonderen Eigenschaften, »gute« und »schlechte«, und nur mit diesen kann er tätig sein. Wir sollten auch nicht übermäßig darauf bedacht sein, unseren materiellen Anteil zu bekommen, denn das Leben läßt wahrhaftig Schätze auf uns herabregnen. Wären wir etwas weniger blasiert und geneigt, etwas dankbarer zu sein, dann müßten wir zugeben, daß wir von Wundern umgeben sind. Ist es denn nicht wunderbar, daß unser Herz schlägt, daß ein Baby lächelt, oder daß das Getreide wächst für unser tägliches Brot? Wie entstehen spontane Freundschaften, oder was erhellt in uns das Bewußtsein für das Schöne? Auf diese Weise empfangen wir einen endlosen Strom an Gaben von unseren Mitmenschen, von den Elementen und von allen Lebensbereichen auf diesem Globus. Hätten wir nicht dieses unnatürliche Verlangen nach immer Mehr und immer Besserem, dann hätten wir auch nicht das Gefühl, uns würde etwas vorenthalten.

Wir können sogar echtes Unglück, das uns trifft und niederschmettert, mit mehr Verständnis bewältigen, wenn wir wissen, daß wir es mit Wirkungen von Ursachen zu tun haben, die wir selbst gesät haben, entweder in diesem Leben oder in einer längst entflohenen Vergangenheit. Sicherlich fühlen wir die Pein ebenso heftig, doch gleichzeitig kann ein Beobachter in uns sein, der von den Gefühlen nicht unmittelbar betroffen ist, sondern vielmehr versucht, das Wesentliche der Erfahrung zu erfassen; darin liegt der ganze Nutzen, der unauslöschlich in unserem Bewußtsein verbleiben wird. Dann wird die Zeit wirklich auf unserer Seite sein, denn unter ihrem Einfluß ebbt der Schmerz ab, bis schließlich auch die Erinnerung daran verblaßt; und wenn wir klug sind, sollten wir das auch zulassen, denn den Gram über die natürliche Zeitspanne hinaus lebendig zu erhalten, kann ein Ausdruck von Selbstsucht sein.

Ein Volk, das die Kunst beherrscht, alt zu werden und dabei die Lebensfreude zu bewahren, sind die Los Viejos, die in den Bergen

von Ecuador leben. Wie ihr Name »Die Alten« besagt, zeichnen sie sich dadurch aus, daß viele von ihnen ein hohes Alter erreichen und dabei an Körper und Geist gesund sind. Obgleich ihre Langlebigkeit zweifellos teilweise auf ihre Ernährung und ihre Umgebung zurückzuführen ist, ist sicher auch ihre Lebensanschauung von Bedeutung. Sie akzeptieren sowohl das Gute als auch das Schlechte, denn sie sagen: »Nur die Götter gehen ohne Wunden ihren Weg.« Wenn sie gefragt werden, wie lange sie noch leben möchten, antworten sie ausnahmslos: »Noch einen Tag.« Diese Antwort kann uns Rätsel aufgeben oder uns belustigen. Wir können aber auch diese Menschen wegen ihres Vertrauens und ihrer Losgelöstheit bewundern. Auf einer anderen Ebene zeugt es von der Einsicht in die ewigen Wahrheiten. In alten Kulturen – und bei vielen Völkern mit alter Überlieferung auch heute noch – wurde dem Aufgang und dem Untergang der Sonne großer Wert beigemessen, die den Lauf der heiligen Zeit markieren. Die Sonnenbahn war Symbol für die ewige zyklische Wiederkehr, für Tätigkeit und Ruhe, Leben und Tod. Man glaubte, daß zwischen diesen beiden Punkten die Fülle der Möglichkeiten für die Entwicklung allen Lebens liege. Welch größeres Vorrecht könnte es daher für uns Menschen geben, als daß uns gestattet wird, zu sehen, wie die Sonnenscheibe über dem Horizont erscheint, angekündigt durch die funkelnden Farben roten, gelben und weißen Lichtes, den ganzen Tageszyklus zu durchleben und unsere besten Energien einzusetzen, bis die Sonne im Westen Abschied nimmt, dem Augenblick, uns für das »tägliche Brot« zu bedanken. Jeder Tag enthält sämtliche Möglichkeiten, die wir brauchen oder möchten. Er bringt genau das, womit wir uns unmittelbar befassen sollten, denn der vorhergehende Tag ist unwiderruflich vergangen, während der vor uns liegende nur das Ergebnis unserer Taten bis zu diesem Augenblick bringen kann. Obwohl jeder Tag einmalig ist, kommt er doch gleichzeitig immer wieder, solange unsere Erdkugel um die Sonne kreist.

Wir stellen uns die Zeit als eine gerade Linie vor, doch für andere Völker, wie die Los Viejos, verläuft sie in Spiralen. Von diesem Standpunkt aus gibt es weder einen Anfang noch ein Ende, denn alle Dinge befinden sich beständig im Fluß. Das bedeutet, daß der Tod nur der Anfang einer anderen Art Leben ist, und die Geburt das Ende eines vorherigen Zustandes. Auch wenn dies für uns reale Übergangspunkte sind, so sind sie von einer höheren Ebene aus gesehen Teile

einer ununterbrochenen Kontinuität. So gesehen beteiligt sich auch der Mensch an dieser ewigen spiralförmigen Bewegung der Zeit. Seine physischen Vehikel mögen zerbrechen und zurückgelassen werden, wie so viele unnötige Überreste nach diesem »Tag«, der das eine besondere Leben war. Schmerzen und Freuden sind nicht länger krasse Gegensätze, denn im Lernprozeß sind sie gleichwertig. Da der innere Mensch in Wirklichkeit ohne Alter ist, bewahrt er in sich den Rückstand der Erfahrungen aus zahllosen Leben, und damit ist er gleichzeitig ewig jung.

Die Zeit, die Stute, läuft mit sieben Zügeln (Strahlen), tausendäugig, ohne Alter, reich an Samen. Die Seher, die heilige Gedanken denken, besteigen sie, alle Wesenheiten (Welten) sind ihre Räder. (1)

Mit sieben Rädern läuft diese Zeit, sie hat sieben Naben, die Unsterblichkeit ist ihre Achse. Sie trägt alle diese Wesenheiten (Welten) hierher. Die Zeit, der erste Gott, eilt jetzt weiter. (2)

Ein voller Krug ist auf die Zeit gestellt worden; wir sehen sie wahrlich in vielen Formen. Sie trägt alle diese Wesen (Welten) davon; im höchsten Himmel nennt man sie Zeit. (3)

Sicherlich brachte sie alle diese Wesen (Welten) hierher; sicherlich schloß sie alle diese Wesen (Welten) ein. Sie war der Vater, sie wurde ihr Sohn; es gibt wirklich keine andere Macht, die höher ist als sie. (4)

Die Zeit brachte den Himmel drüben hervor, die Zeit (brachte) auch diese Erde hervor. Das, was war und das, was sein wird, breitet sich aus, vorwärtsgetrieben von der Zeit. (5)

Die Zeit erschuf die Erde, in der Zeit brennt die Sonne. In der Zeit sind alle Wesen, in der Zeit sieht das Auge überallhin... (6)

Durch sie wurde dieses (Universum) vorwärtsgetrieben, durch sie wurde es erzeugt, und auf ihr wurde dieses (Universum) gegründet... (9)

— HYMNI SAN KĀLA (ZEIT), *Atharva-Veda*, 19.53

Dasein ist Bewegung. Bewegung bringt Wechsel. Also ist Leben mit Wechsel untrennbar verbunden. Was aber bedeutet der Wechsel für einen jeden von uns?

Obwohl wir wissen, daß auf der niedersten Ebene sich alles in Bewegung und alles im Wechsel befindet, daß nichts statisch, nichts unbeweglich ist, so wird der Wechsel doch auf der Ebene, auf der wir leben und unsere Erfahrungen machen, meist zu einem großen Ereignis. Diesem gehen Zeitabschnitte von unterschiedlicher Dauer voraus und folgen Zustände anscheinender Tatenlosigkeit und Ruhe. Wir »ruhen aus« von den Bedrängnissen des Wechsels und erwarten den nächsten Angriff manchmal ängstlich, manchmal freudig. Daher wird der Wechsel zumindest auf einer Ebene ein einmaliges Ereignis; das wissen wir aus Erfahrung.

Da sich der Wechsel aber immer wieder einstellt, wenn auch nicht immer regelmäßig, so muß doch ein Grund dafür vorhanden sein, warum die Natur diese Stürme und Ruhepausen geplant hat. Im Leben eines jeden von uns kommen Zeiten, in denen wir nur einen schwachen Windhauch des Wechsels spüren, und dann wieder Zeiten, in denen wir merken, daß die Winde der Veränderung zunehmen und immer stärker werden, bis die volle Wucht des Sturmes über und durch uns hindurch fegt und die Gewohnheiten, die Pläne und den Verlauf unseres Lebens ändert. In solchen Zeiten ist es möglich, mit dem Wind und dem Sturm dahinzutreiben, mit vollen Segeln sich am großartigen Spiel der Natur zu freuen, und aus den neuen Gelegenheiten Gewinn zu ziehen. Man kann aber auch die Segel einziehen, sich unter Deck verkriechen, verzweifeln, alle Hoffnung aufgeben und untergehen. Die meiste Zeit befinden wir uns irgendwo zwischen diesen beiden Extremen, aber alle Möglichkeiten stehen uns offen.

Wenn der Sturm vorüber zu sein scheint, dann segeln wir manchmal in ein Meer der Ruhe – alles ist still, alles ist klar. Es kann aber auch sein, daß das eine der größten Täuschungen des Lebens ist. In Wirklichkeit könnte es sein, daß wir in das Zentrum des Sturmes eingetreten sind. Möglicherweise ist das die Art der Natur, uns in der Gewalt der Veränderung festzuhalten und von ihr eingeschlossen, uns zur gleichen Zeit mit jenen Augenblicken oder Jahren zu beschenken, die notwendig sind, den Schaden auszubessern, mit unseren Kräften hauszuhalten und uns darauf vorzubereiten, wieder in die äußere, aktive Zone treten zu können, die Anregungen zum Wachstum bietet.

Doch alles ist Bewegung: Auch im Zentrum des Sturmes, wo man vom Wind des Schicksals verschont bleibt, obwohl man von ihm umgeben ist; nichts ist statisch. Hier liegen die Gelegenheiten für die größten Veränderungen: Die Veränderungen, die während der Zeit anscheinender Inaktivität stattfinden. Es ist der Prozeß, der sich im inneren Menschen vollzieht, wenn die Ereignisse, die Eindrücke und die Wirkung des Sturmes ausgewertet und verarbeitet werden: ein unbewußtes Lernen setzt ein und bewußtes Denken und Verstehen nehmen zu.

Wieder einmal wird die Wirksamkeit des gesamten Lebensplanes deutlich. Es gibt keine vergeudete Anstrengung, keine verschwendete Zeit. Jede Erfahrung ist intensiv, notwendig und in sich abgeschlossen. Unsere große Gelegenheit besteht darin, jeder Möglichkeit entsprechend zu leben: Mutig und wendig, wenn die Winde der Veränderung wehen; bereit zu lernen und zu verstehen, während wir im Zentrum des Sturmes beschützt werden.

Die beharrlich erfüllte Pflicht ist der höchste Yoga und ist besser als Mantrams oder irgendwelche Körperstellungen oder sonst etwas. Wenn wir nichts weiter tun können als unsere Pflicht, so bringt uns das zum Ziel.

— WILLIAM Q. JUDGE, *Briefe, die mir geholfen haben*, II., 1. Brief

Vor gut tausend Jahren lebte in den jetzt ausgetrockneten Landstrichen nordwestlich von Neu-Mexiko und Umgebung ein zivilisiertes Volk. Anzeichen weisen daraufhin, daß das Gebiet einst durch ein kompliziertes System von Bewässerungskanälen bebaut werden konnte. Aber schon damals muß es ein unwirtliches Land gewesen sein, ein hochgelegenes, von noch höheren Bergen umgebenes, baumloses Tal, das heute ausschließlich von kleinen Nagetieren und Klapperschlangen bewohnt wird. Doch einst enthielt der Chaco Canyon große Siedlungen mit Terrassen- oder Reihenhäusern und ausgedehnten Vorstädten. Es gab Gebäude mit vielen Zimmern, und von der Mitte der Siedlung ausgehend erstreckten sich Hunderte von Meilen weit fächerförmig Straßen. Sie waren dreißig Fuß breit und pfeilgerade. Die natürlichen Hindernisse wurden durch Überbrückungen oder Stufen überwunden. Es gibt Beweise, daß weitläufige Verbindungen mit anderen Völkern bestanden. Weitreichende Handelsbeziehungen brachten Güter von auswärts in dieses Gebiet. Hier war offenbar ein Handelszentrum, wo Handelswaren ausgetauscht werden konnten und der Transport vom Hersteller zum Verbraucher organisiert wurde. Man nimmt an, daß die Einwohner der Chaco-Siedlung ihren Lebensunterhalt auch als Verwaltungsbeamte und Organisatoren verdienten. Vielleicht bestand dafür vor etwa achthundert Jahren kein Bedarf mehr, denn ungefähr um diese Zeit verließen die Bewohner das Tal.

Es gab jedoch noch eine andere und geheimnisvollere Seite der Zivilisation des Chaco-Tales. In der geschäftigen Menge, die ihr Kupfer, ihre Papageienfedern und andere exotische Waren kaufte und verkaufte, muß es auch Menschen gegeben haben, deren Interessen sich nicht auf den Marktplatz begrenzten; Astronomen und Mathematiker, die vielleicht zurückgezogen lebten oder auf dem noch

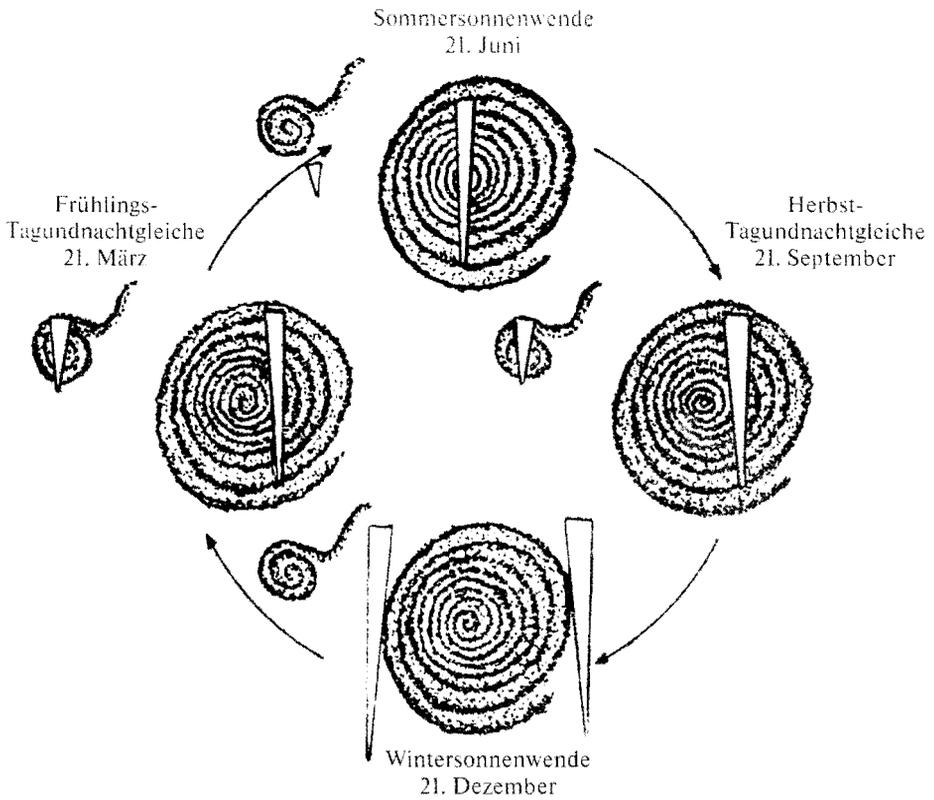
höher gelegenen Land wohnten, das das hochliegende Chaco-Tal umgab. Möglich ist auch, daß sie überhaupt aus einer anderen Zeit stammten.

Die Menschen, die als »die Alten«, die Anasazi, bekannt sind, hinterließen ihre Spuren auf vielfältige Weise im Gebiet der »vier Ecken« (wo Utah, Colorado, Arizona und Neu-Mexiko zusammenstoßen): Kivas (Zeremonienbauten), Klippensiedlungen, astronomische Markierungen und Felszeichnungen. Unter anderem hielten sie in einer Felszeichnung anscheinend die Explosion einer Supernova fest, durch die der Nebel des Krebs entstanden war, und dort am 5. Juli 1054 n. Chr. zu sehen gewesen sein muß. Dr. John A. Eddy, führendes Mitglied der Forschergruppe des High Altitude-Observatoriums in Boulder, Colorado, hat beobachtet, daß mehrere der sogenannten großen Kivas anscheinend auf die Sonnenwendepunkte ausgerichtet sind. Eine davon ist Casa Rinconada, ein mit äußerster Genauigkeit gebauter kreisrunder Bau aus geglätteten Steinblöcken, der in seinen dicken Mauern Nischen hat (auf die zu bestimmten Zeiten astronomische Objekte ihre Strahlen warfen), sowie Türen in Form eines T. Erst vor ein paar Jahren schrieb Dr. Eddy:

Die besagten Anordnungen sollten darauf hinweisen, daß die Anasazi-Pueblo-Indianer in Chaco fortgeschrittene rechnerische Fähigkeiten besaßen und über Methoden verfügten, Eklipsen (Verfinsterungen) vorauszusagen. Einige dieser Mutmaßungen mögen zutreffen, aber keiner wurde genügend Beachtung geschenkt, um sie astronomisch zu überprüfen, und keine ist von den Berufs-Archäologen als plausibel anerkannt worden. . . .*)

Seit jener Zeit hat sich die Waagschale durch die sorgfältige Erforschung eines einmaligen Kunsterzeugnisses zur anderen Seite geneigt, das hoch oben auf einer Spitzkuppe über dem Chacotal gefunden wurde. Es war schon über ein halbes Jahrhundert bekannt, aber die Bedeutung der Steinzeichnung, die hinter drei senkrechten Steinblöcken in die raue Oberfläche eines Felsens gemeißelt war, hatte die Menschen, die sie zufällig gesehen hatten, nicht beeindruckt. Die Steinblöcke fügen sich ganz unauffällig in die Landschaft ein, und nichts weist auf eine besondere Bedeutung hin. Man betrachtete die Lage der Steine lange Zeit als Zufall, dem stets gern alles zugeschoben wird. Erst jetzt hat sich herausgestellt, daß auch

*) *In Search of Ancient Astronomies*, herausgegeben von Edwin C. Krupp, Seite 147.



Der Sonnenkalender der Anasazi

vereinfacht nach dem Diagramm in *Science* 80

bei hartnäckigstem Zweifel der Zufall nichts damit zu tun haben kann, es sei denn, drei parallel stehende Felsblöcke, von denen jeder etwa zwei Tonnen wiegt, hätten sich seitwärts von der Stelle, wo sie aus der Felswand herausgehauen worden waren, hinwegbewegen und nebeneinander hinstellen können.

Als die Künstlerin Anna Sofaer den engen Kamin emporkletterte, der zum oberen Ende der Spitzkuppe Fajada führt, war die Sommersonnenwende von 1977 eine Woche vorbei. Es war 11 Uhr morgens, daher konnte sie das Weiterrücken eines Sonnenstrahls unterhalb der Spirale auf der Felsoberfläche verfolgen. Um aber ihre Vermutung genau überprüfen zu können, kam sie im nächsten Jahr zur

Sommersonnenwende am 21. Juni 1978 mit zwei Begleitern wieder. Wie erwartet sahen sie, daß der »Sonnendolch« achtzehn Minuten lang eine senkrechte Linie genau durch die Mitte der größeren der beiden eingemeißelten Spiralen bildete, während die Sonne den Zenit von Ost nach West überschritt.

Die Petroglyphe besteht aus zwei spiralförmigen Zeichnungen. Aus einer großen mit neun Windungen und einer kleineren (die höher und weiter links von der großen liegt), mit drei Windungen und einem auslaufenden Schwänzchen. Die drei Forscher setzten ihre Besuche fort und machten dabei eine Reihe Fotos bei Sonnenwenden und Tagundnachtgleichen. Sie machten auch von Juni bis Ende Dezember, am 21. eines jeden Monats, in der Mittagszeit Aufnahmen im Abstand von dreißig Sekunden. Auf den Fotos war zu sehen, daß das Sonnenlicht, das zwischen den drei aufrechtstehenden Steintafeln eintritt, die ganz zufällig am Felsen zu lehnen scheinen, ein Muster zeichnet. Das ist die einzige frühzeitliche Markierung, bei der das Licht verwendet wird, um das Weiterücken der Sonne im Laufe des Jahres auf einer Skizze festzuhalten, die zu diesem Zweck angebracht wurde.

Zur Sommersonnenwende wird ein paar Minuten vor zwölf Uhr ein schmaler Lichtkeil oben an der großen Spirale sichtbar. Er verläuft senkrecht nach unten, genau durch die Mitte, wie oben beschrieben, wenn das Sonnenlicht zwischen den verschiedenen Oberflächen der mittleren und der rechten Steinplatte eintritt. Täglich bewegt sich dieser Lichtkeil etwas weiter nach rechts, bis er genau zur Wintersonnenwende die Spirale vollständig verläßt und genau den rechten Rand berührt. Gleichzeitig erreicht ein zweiter schmaler Lichtkeil, der zwischen der linken und der mittleren Platte eindringt, den anderen Rand der großen Spirale. Es entsteht das Bild eines dunklen runden Raumes, der von Licht umrahmt ist. Die kleinere Spirale wird bei den Tagundnachtgleichen wichtig: Im Frühling, wie im Herbst wird sie von dem zweiten Sonnendolch genau in der Mitte geteilt, während der erste Dolch die rechte Seite der großen Spirale abteilt und sie zwischen der vierten und fünften Windung trennt.

Ohne Zweifel war diese ausgeklügelte Anordnung beabsichtigt, aber viele Fragen bleiben noch offen. Zunächst fragt man sich: Warum Spiralen? Sie sind schwieriger abzumessen und zu zeichnen als, sagen wir, Kreise oder einfach Punkte, ganz zu schweigen von der

Schwierigkeit, sie in Fels zu ritzen. Ein großer Kreis und ein Punkt würden denselben Zweck erfüllen, wenn es die einzige Absicht gewesen wäre, die vier Zeiten des Sonnendurchgangs festzuhalten. Das bedeutet, daß andere Berechnungen inbegriffen sein müssen, die uns bis jetzt entgangen sind. Es wäre äußerst interessant, etwas über die Beobachtungen des Mondlichtes zu erfahren, besonders zur Zeit der Mondfinsternisse, wenn so etwas gemacht wurde. Weiterhin ist wichtig, daß die Proportionen der Spiralen nicht einfach in gleichförmigen konzentrischen Kreisen bestehen. Ihre Abstände können sehr gut zusätzliche Geheimnisse enthalten, die wir noch entdecken müssen. Auch der seltsame kleine Schweif der kleineren Spirale wird sicherlich keine zufällige Verzierung gewesen sein, aber wir können seine Bedeutung noch nicht ergründen.

Es ist seltsam, wie wir uns in unserem technischen Zeitalter daran gewöhnt haben, allen früheren Kulturen einen Zustand relativer Barbarei zuzuschreiben. Wir geben zu, daß in der Vergangenheit bemerkenswerte Errungenschaften gemacht wurden, aber wir betrachten sie als beinahe übernatürlich und ersparen uns eine ernsthafte Erwägung. Auch Kendrick Frazier spricht in seinem Artikel, in dem er die Großtaten der Anasazi auf den Gebieten der Mathematik, Astronomie und Technik beschreibt, vom Straßennetz, als ob es zum Teil etwas gewesen sei, wodurch man einen Ort erreicht, »an dem sich Feuersteinablagerungen befanden, um Steinwerkzeuge abzuspalten, oder das zum Härten der Töpferwaren notwendige Trachyt.«*) Wir degradieren Wissenschaftler anderer Zeitalter, die mit Steinwerkzeugen arbeiteten, aber auch Eklipsen berechneten, gedankenlos als Wilde. Selbstverständlich hat es in unserer Vergangenheit primitive Völker gegeben, es wäre absurd, das zu leugnen. Es ist jedoch gleichermaßen absurd, anzunehmen, daß wir auf der obersten Spitze menschlicher Errungenschaften stehen, und daß die gesamte Geschichte ein steter Anstieg war, denn das ist himmelschreiender Unsinn. Es ist allerdings fraglich, ob der menschliche Geist durch die Technik in nennenswerter Weise weitergekommen ist, denn ihr Einfluß in unserer eigenen Zeit ist zugegebenermaßen umstritten.

Obwohl materielle Technik kein Beweis für intellektuelle,

*) »The Anasazi Sun Dagger«, *Science* 80, Nov.-Dec. 1979. Das ist die erste Ausgabe einer neuen, regelmäßig erscheinenden Zeitschrift, herausgegeben von der Amerikanischen Vereinigung für den Fortschritt der Wissenschaft.

geschweige denn für spirituelle Größe ist, so scheint es doch wichtig, uns klarzumachen, daß das, was wir von den Überresten vergangener Zivilisationen sehen, nicht unbedingt alles ist, was sie beinhalten. Jede Kultur ist in einem gewissen Maß durch ihre spezielle Beschaffenheit und ihre Umgebung verblendet, und die unsere bildet keine Ausnahme. Wer auch immer die Felszeichnungen mit dem Sonnendolch ausgedacht und ausgeführt hat, war wohl der Meinung, ihre Bedeutung sei jedem selbstverständlich. Wir, in unserer Epoche, haben eine Zeitkapsel erfunden, um diejenigen, die *uns* wahrscheinlich in der Zukunft finden, über uns aufzuklären; einige unserer Raumsonden enthalten erläuterndes Material, das die menschlichen Geschöpfe der Erde in einer Weise beschreibt, von der wir hoffen, daß fremde Lebensformen sie verstehen. Auf jeden Fall wird optimistisch angenommen, daß der Finder dasselbe mentale Bezugssystem benützt wie der Verfasser – eine Annahme, für die wir keinen verlässlichen Grund haben.

Die Anasazi sind schon lange aus ihren alten Wohngebieten verschwunden. Wir, die über ihre komplizierte Sonnenuhr nachdenken, verhalten uns herablassend wie zu frühreifen Kindern. Dabei könnten wir ebenso eine instinktive Hochachtung für diese unbekanntenen Künstler und Wissenschaftler empfinden, zu der vielleicht mehr Grund besteht als wir vermuten. Eine tiefe gemeinsame Verehrung für die Großartigkeit der Sonnenwesenheit, deren physische Gegenwart sie so sorgfältig aufzeichneten, mag wohl die Jahrhunderte überbrücken. Wir können nicht in ihre Welt eindringen, aber es gibt eine universale Sprache der Symbole, die die Intuition im Denken anspricht, und etwas im Vorrücken ihres Sonnendolches berührt den Rand wortlosen Verstehens: Zur Wintersonnenwende ist die Spirale ohne Licht, das dann Tag für Tag zurückkehrt, bis es das Herz der Spirale durchdringt, wenn die Sonne im Sommer ihren höchsten Stand erreicht hat. Das erinnert zu sehr an die heiligen Ereignisse, die in anderen Ländern der alten Welt gefeiert wurden, als daß man es übersehen könnte. Das erinnert zu stark an die fortschreitende Entwicklung von der mystischen jungfräulichen Geburt in der dunklen Höhle oder dem Stall bis zum großen Opfer, dem die Sommersonnenwende Ausdruck verleiht. Man spürt hier ein Wissen jenseits von Zeit und Raum, wo Vergangenheit und Zukunft sich treffen und verschmolzen werden.

Ein Prüfstein für die Reife, die wir in der Religion erlangt haben, ist die Frage, ob wir unsere Vergangenheit wirklich bejahen. Die meisten von uns sind durch den einen oder anderen Glauben, der für unser Leben nicht mehr von Bedeutung ist, dahin gekommen, wo wir heute sind. Wir haben uns vielleicht offen dagegen aufgelehnt oder wir haben uns einfach von ihm getrennt. Die wichtige Frage besteht jedoch darin, ob wir die Vergangenheit als einen Teil unseres Wachstums akzeptiert haben, als einen Teil, der sogar notwendig war. Lebt die Religion in uns als ein guter Lehrer, auch wenn wir ihren religiösen Wegweisern nicht mehr folgen? Haben uns ihre Irrtümer, aber auch ihre Wahrheiten gestärkt, oder lehnen wir uns immer noch gegen sie auf wie ein Jugendlicher gegen seine autoritären Eltern?

Wenn wir unsere Religion mit dem Verstand und mit unserer echten Erfahrung in Übereinstimmung bringen wollen, dann müssen wir uns einiger Tatsachen im seelischen Leben der menschlichen Rasse bewußt sein; Tatsachen, die zu oft übersehen werden oder über die man sich hinwegsetzt. Wir lehnen vielleicht die konventionelle Theologie mit ihren vertrauten religiösen Mythen als falsch und irreführend ab; doch die Art und Weise, wie unsere Väter und Mütter den Weg vor uns gegangen sind, um uns dahin zu bringen, wo wir heute stehen, kann eine belehrende Geschichte sein. Wenn wir in diesen alten Glaubensformen ein neues Licht suchen, dann müssen wir erkennen, wie die Mythen im menschlichen Leben und Denken sich bemerkbar machen. Emerson sagte vor 150 Jahren, daß »der Mensch ein mythentragender Baum ist«, und wie die Männer und Frauen ihre Mythen verstehen und anwenden, ist unterschiedlich. In den letzten Jahren sind die westlichen Gelehrten von einem ganz anderen Standpunkt aus an das Thema herangegangen als die Rationalisten des

*) Pfarrer an der Kirche der Unitarischen Religionsgemeinschaft, White Plains, New York.

19. Jahrhunderts, die Söhne der Aufklärung. Wir betrachten heute die Frage, warum die Mythen so bedeutsam sind und warum sie sich so hartnäckig im Bewußtsein der Menschen halten, von einem neuen Standpunkt aus.

Über die Mythen herrschen heute teilweise weitverbreitete Unklarheiten, weil mit dem Begriff drei verschiedene Bedeutungen verbunden werden. Die verbreitetste und populärste Ansicht ist, daß eine Mythe eine Erdichtung, eine Fabel, ein Aberglaube oder ein irriger Glaube ohne tatsächliche Grundlage sei. Einer zweiten Ansicht nach ist die Mythe ein nützlicher, wünschenswerter Glaube, zwar nicht unbedingt wahr, aber oft für wertvoll gehalten, um die Menschen zu veranlassen, ein nützliches Leben zu führen. Zum Beispiel hat die Mythe, daß der Mensch im Innersten gut sei, oder daß ein Fortschritt möglich sei, eine ermutigende und sogar begeisternde Wirkung, indem sie uns anspornt, vorwärtszugehen und uns weiter zu bemühen, ganz gleich, ob das Gesagte nun wirklich zutrifft oder nicht.

Die dritte Bedeutung der Mythe bringt uns auf eine ganz andere Ebene. Wir gelangen zu der Erkenntnis, daß es stets ihre Aufgabe war, die Wahrheit in einer symbolischen oder bildlichen Art darzustellen. Carl Sagan, Professor für die Erforschung des Weltalls an der Cornell-Universität, hat in seinem kürzlich erschienenen Buch *The Dragons of Eden* (Die Drachen von Eden) diese Auffassung zugrundegelegt. Er meint, die Mythen seien weit davon entfernt falsche oder nutzlose Überzeugungen zu sein, sie seien vielmehr Sinnbilder, die grundlegende Wahrheiten enthalten, die zur Entwicklung des menschlichen Geistes unbedingt notwendig sind. Auf verschiedenen Ebenen unserer menschlichen Entwicklung haben wichtige Mythen uns geholfen zu verstehen, wer und was wir sind. In der Tat können einige der neuesten wissenschaftlichen Beschreibungen des Universums als moderne Mythen angesehen werden, genauso wie die Bemühungen des Altertums und des Mittelalters, die Wahrheit der Dinge zu erfassen, die Mythen jener Zeiten waren. Alle zusammen, die heutigen eingeschlossen, werden sicherlich mit der Zeit durch noch größeres Wissen abgelöst werden.

Es ist für uns leichter, die Gedanken und Anschauungen vergangener Zeiten als Mythen zu betrachten, als unsere eigenen Ideen. Alle sind aber Versuche, in der Antike, im Mittelalter und in der Neu-

zeit, dem stets begrenzten menschlichen Geist die Unermeßlichkeit, das Rätsel und die Vielfalt des Lebens um und in uns verständlich zu machen. Diesen Blick, dieses Verständnis für unsere religiösen Glaubensformen müssen wir suchen, indem wir unser Augenmerk nicht auf die irrigen Ansichten derer richten, die vor uns waren, sondern auf die Wahrheiten, die sie erkannt hatten. Wir müssen uns daran erinnern, daß die mythologische, theologische und die religiöse Sprache nicht als unmittelbare Mitteilungen von Tatsachen oder geschichtlichen Ereignissen gedacht sind. Sie wirken auf einer anderen Ebene als die Physik, die Biologie, die Astronomie oder die Geologie. Die Rolle der Mythe hingegen ist es, zu versuchen, den Geist für die Entdeckung der verborgenen Wahrheit, die dem Drama des Lebens zugrundeliegt, zu öffnen. Dadurch wird es uns möglich, selbst etwas herauszufinden. Die alten Griechen und Römer wußten dies und handelten danach. Durch ihre Mythen erklärten sie die Bedeutung der grundlegenden Elemente des Universums, Erde, Luft, Feuer und Wasser. Demeter war mit der Fruchtbarkeit der Erde verbunden, Neptun herrschte über die Gewässer, Apollo war der Geist jeglicher Erleuchtung und die Quelle des Lebens. Athena war die Königin der Weisheit. Wenn wir die Geschichten von Ödipus, von Prometheus und von Orpheus lesen, oder die Mythe von Sisyphus, oder auch die Sage vom Garten Eden, die Episode von Jonas und dem Wal, dann sehen wir darin natürlich keine tatsächlichen historischen Berichte. Wir betrachten sie als Allegorien und daß darin die Ziele des Menschen sowie Wahrheiten über ihn und über die menschlichen Erfahrungen enthalten sind. Es ist nun unsere Aufgabe, in jeder Mythe oder in jedem Glauben, ob alt oder modern, hinter und zwischen den äußeren Worten die Wahrheit zu finden, die ihre Grundlage bildet.

Die ältesten klassischen Mythen waren gewöhnlich Schauspiele, in denen der Kampf der Seele um Reinheit, Erleuchtung und schöpferische Kraft dargestellt wurden, denn das ist am leichtesten zu verstehen. Können wir jene Mythen innerhalb unseres eigenen Erfahrungsbereiches, die größtenteils von den jüdisch-christlichen Überlieferungen stammen, nicht auch als Widerspiegelung der Wünsche und Hoffnungen und Ängste von Männern und Frauen in ihrem Ringen sehen, als Bemühungen von Menschen, die versuchten, im Universum einen Sinn und in ihrem Leben eine Führung zu finden?

Lediglich an sie zu glauben, sie anzuzweifeln oder sie abzulehnen, berührt nur die Oberfläche, befaßt sich nur mit der Frage, ob die Mythen, wörtlich genommen, wahr oder falsch sind. Doch welche tiefere Bedeutung hatten sie für diejenigen, die sie vertraten, und welche tiefe Bedeutung hatten sie für diejenigen, die an ihnen festhielten, und welche Rolle spielten sie im Leben der heutigen Menschen?

Das müssen wir von einem anderen Gesichtspunkt aus betrachten. Unter den Menschen, die sich damit befassen, hat es schon immer einige gegeben, die erkannten, daß die populären religiösen Vorstellungen nicht wörtlich zu nehmen sind. Männer wie Tom Paine, Voltaire, Theodore Parker und Robert Ingersoll drückten öffentlich ihre Zweifel an den überlieferten Gottesvorstellungen aus. Damit entfachten sie nicht nur bei den frommen Gläubigen riesigen Zorn, sondern auch bei den Intellektuellen, die sich meist nicht allzu sehr um Glaubensangelegenheiten kümmerten, aber die Wirkung des Zweifels auf das allgemeine Verhalten fürchteten, wenn die religiöse Angst als Abschreckungsmittel zurückginge. Daher gab man der Mythe, als zwar unwahre aber nützliche Erfindung, den Vorrang. Die Einsicht, die jedoch heute bei einigen beharrlich sich haltenden Glaubensformen sichtbar wird, berührt eine tiefere Ebene der Erkenntnis. Viele nachdenkliche Menschen haben bereits zu zweifeln begonnen und dann für sich die buchstäblich ausgelegte Wahrheit der allgemeinen Religion abgelehnt. Einige meinen, der Glaube sei gerechtfertigt und nützlich, entweder weil er die Menschen glücklich mache oder weil er sie in Schach halte; aber ein tieferes Verständnis für die tatsächliche Rolle der Mythe im menschlichen Leben muß bei vielen erst noch aufgehen. Sie bezieht sich auf eine andere Ebene der Wirklichkeit, auf eine andere Dimension der Wahrheit, als die der Tatsachen oder Erdichtung. Wäre es nicht möglich, daß die wohlbekanntes traditionellen Überlieferungen, an die Jahrhunderte hindurch geglaubt wurde und die jetzt angezweifelt und aufgegeben werden, trotzdem Erkenntnisse enthalten, die tiefer und dauerhafter sind als rein buchstäbliche Tatsachen?

Die uralten Fragen, die wir Menschen in unseren Religionen oft gestellt haben: Was ist das Universum, was bedeutet unser Leben, woher kommen wir, wohin gehen wir, was für Wesen sind wir wirklich, worauf kommt es in diesem unserem Leben wahrhaft an? - diese

Fragen sind immer noch offen. Wir Menschen sind mit diesem Verlangen, in unserem Leben einen Sinn zu finden, gesegnet oder verflucht. Unsere Vorfahren hatten sich ihre Antwort nach der Erkenntnis ihrer Zeit gebildet und ihr Verständnis in die Glaubensformen oder in die Mythen geprägt, die für ihr Leben und ihren Glauben Wegweiser waren. Wir leben in einem anderen Zeitalter, sind aber keine neue wurzellose Rasse, ohne Erfahrung, aus der wir nicht Gewinn ziehen könnten. Wir beginnen das Leben nicht von neuem, als ob niemand jemals vor uns gelebt oder mit den Fragen gerungen hätte, die uns quälen. In der menschlichen Erfahrung besteht eine wunderbare Kontinuität; die Gegenwart ist immer eine Fortsetzung der Vergangenheit; die Zukunft wird immer eine Fortsetzung der Gegenwart sein. Der Strom der menschlichen Erfahrung fließt durch uns, wie er einst die Männer und Frauen des vierten und des vierzehnten Jahrhunderts durchströmte.

Für uns lautet die Frage nicht, ob sie mit ihrem Glauben recht hatten oder nicht, sondern vielmehr, ob wir mit unserer fortschrittlichen Technik wirklich klüger sind als sie, besonders wenn wir nicht mehr der Ansicht sind, daß ihre Bemühungen, ihr Leben und ihr Universum zu verstehen, keine Bedeutung für uns hätten? Die Menschen reden zum Beispiel unablässig von Liebe, als ob sie soeben eine neue Entdeckung im Leben gemacht und den Schlüssel dazu gefunden hätten. Gleichzeitig hat die alte Mythe von der Kreuzigung für viele moderne Menschen wenig oder gar keinen Sinn. Wir fragen uns vielleicht, ob die Kreuzigung Jesu historisch jemals stattgefunden hat; wir fegen den Glauben der Theologen an Dinge wie: das Opferblut des Lammes – einfach hinweg oder sehen möglicherweise auch die Kreuzigung ganz nüchtern als politische Hinrichtung eines Rebellenführers durch die Römer. Dabei entgeht uns allerdings die Kraft dieser Geschichte als Symbol der Liebe mit ihren Leiden, ihre Kraft als Mythe, und wir verlieren damit die Verbindung mit dem Heer von Menschen, für die die Kreuzigung eine tiefe Bedeutung für ihr eigenes Leben darstellt. Kahlil Gibran wußte es besser, denn eine seiner ständig wiederkehrenden Meditationen über die Liebe in *The Prophet* erfaßt die ewig bleibende Bedeutung der Kreuzigung:

Wenn Dir die Liebe ein Zeichen gibt, folge ihr,
Auch wenn ihre Wege hart und steil sind.
Und wenn ihre Flügel Dich einhüllen, ergib Dich ihr,

Auch wenn das Schwert, das in ihren Schwingen verborgen ist,
Dich verwunden mag,
Und wenn sie zu Dir spricht, glaube ihr,
Wenn auch ihre Stimme Deine Träume zerstören mag,
Wie der Nordwind den Garten verwüstet.

Denn so wie die Liebe Dich krönt, wird sie Dich kreuzigen,
Denn so, wie sie Deinem Wachstum dient,
So wird sie Dich erniedrigen.

E. A. Holmes DER MODERNE GALILEI

Wie blind können wir Menschen doch sein, und uns dennoch als vernünftige Wesen bezeichnen. Wir sehen, was wir sehen wollen; wir lesen, was wir lesen wollen; und wir glauben, was wir glauben wollen, ganz gleich, was die Wahrheit ist. Jahrhundertlang stand es für die Gelehrten der westlichen Welt fest, daß sich die Sonne und alle Sterne um die Erde bewegten. Aristarchos von Samos um 281 v. Chr., Seleukos von Seleukia am Tigris um 150 v. Chr., Pythagoras um 500 v. Chr., und natürlich Kopernikus, sie alle haben das Gegenteil gelehrt – daß die Erde und die Planeten sich um die Sonne bewegen; nur Galilei wurde vor die Inquisition geschleppt, weil er ausgesprochen hatte, was uns heute eine selbstverständliche Wahrheit ist. Die mittelalterlichen Gelehrten mußten ein Astrolabium [Sternhöhenmesser] mit komplizierten geometrischen und anderen Strukturen konstruieren, um die spiralförmigen Kreise der Planeten nachzubilden, wie sie von der Erde aus gesehen werden. Für unsere modernen Astronomen ist es viel einfacher, die Kreisläufe der Erde und der Planeten um die Sonne darzustellen.

In unseren heutigen wissenschaftlichen Vorstellungen von den Vorgängen in der Natur haben wir anscheinend ein anderes Hindernis. Eines Tages wird irgendein junger, vielversprechender Physiologe eine Abhandlung über die Entwicklung des Menschen veröffentlichen, die die Royal Society (Königlich Britische Akademie der Naturwissenschaften) oder irgendeine ähnliche nationale Institution dann zunichtemachen wird, so wie es durch Darwin zu seiner Zeit geschehen ist. Er wird ausgelacht werden, wie es mit Galilei geschah, und die Unbelehrbaren in der modernen wissenschaftlichen Inquisition werden ihn anprangern, aber die folgenden Generationen werden sich wundern, daß irgend jemand anders denken konnte, als jener, der seine Idee der Welt einmal bringen wird.

Seit Darwin haben wir uns daran gewöhnt, alle Lebensformen, die sich unterhalb der menschlichen Lebensform befinden, als Sprossen auf der Leiter der menschlichen Entwicklung anzusehen. Man lehrt oder erklärt uns, daß das Wachstum des menschlichen Fötus eine Art serienmäßige Wiederholung aller niedrigeren Geschöpfe ist, durch die der Mensch sich entwickelt hat, um die Stufen des Homo sapiens zu erreichen. Allerdings tauchen da einige unangenehme Tatsachen auf, und gewisse komplizierte Voraussetzungen müssen angenommen werden, um diese Tatsachen mit der Theorie in Einklang bringen zu können. Es ist eine Wiederholung des »Astrolabium«-Versuchs, durch den man die Tatsachen der Theorie anpaßt. Es hat den Anschein, als ob die absteigende oder die aufsteigende Linie des menschlichen Embryos nicht durch die voll ausgewachsenen, reifen Arten des Tierreiches führt, sondern durch ihren später geborenen Abkömmling. Daher hat der menschliche Fötus in seiner »Fischform« im Hals zwei Schwellungen, die ähnlichen Schwellungen bei jungen Fischen entsprechen. Während diese Schwellungen beim ausgewachsenen Fisch Kiemen werden, bildet sich beim menschlichen Embryo daraus der Kehlkopf.

Nun erklärt unser moderner Gelehrter, daß der menschliche Urtyp offensichtlich in diesem Stadium mutiert habe (seine Erbanlage spontan geändert habe) und rechtwinklig in einer Seitenlinie von der Art und Weise der Fortentwicklung der Fischbrut zum Fisch abwich. Es ist allerdings seltsam, daß sich das so oft ereignete. Jedesmal wenn der menschliche Embryo die Form eines seiner angeblichen Vorfahren anzunehmen scheint, mutiert er geschwind und

schlägt eine andere Richtung ein. Unsere Vorfahren scheinen nichts anderes getan zu haben, als zu mutieren. Seltsam, daß der Homo sapiens so gleichartig entwickelt ist.

Eines Tages, und vielleicht eher als wir denken, wird unser unerschrockener, junger Physiologe eine ganz andere Erklärung des Sachverhaltes anbieten. Seine These wird dann sein, daß der Mensch der Hauptstamm und der Urtyp ist und es immer war, von dem sich alle anderen Geschöpfe abgezweigt haben. Er wird nicht sagen können, der »Mensch« sei immer vernunftbegabt gewesen, oder er habe schon immer die heutige Gestalt gehabt, aber es ist ganz bestimmt viel einfacher und logischer zu sagen, daß die Kiemen des Fisches eine spezielle Mutation vom Kehlkopf des Menschen sind, als das Umgekehrte zu behaupten! Für die Vorfahren des Menschen ist dann kein »Astrolabium« nötig, um die Tatsachen vernunftgemäß zu erklären.



Im Umgang mit meinem Kind nützen mir mein Latein und Griechisch, meine Ausbildung und mein Geld überhaupt nichts; doch je mehr seelische Kraft ich besitze, desto mehr kann ich ihm helfen. Bin ich willensstark, setzt es seinen Willen dagegen – Zug um Zug – und überläßt es mir, wenn es mir beliebt mich zu erniedrigen, es kraft meiner überlegenen Stärke zu schlagen. Wenn ich aber das Gebieterische aufbebe, als Seele handle und sie als Schiedsrichter zwischen uns einsetze, dann blickt aus seinen jungen Augen die gleiche Seele: es verehrt und liebt mich.

— Ralph Waldo Emerson, *Die Sonne segnet die Welt*

Der vergangene Winter war ungewöhnlich hart, sogar für jemanden wie mich, der sechsendachtzig solche Winter bereits erlebt hat. Wie viele andere in meinem Alter konnte auch ich kaum die Nase aus der Türe stecken. Ein eiskalter Tag nach dem anderen verging, und der Schnee häufte sich in Schneewehen sechs bis zehn Fuß hoch. Es schien fast unmöglich, daß Vögel und kleine Tiere, ja sogar Samen, Knollen und Straucher eine derartig kalte Zeit überstehen konnten. Als jedoch die Sonne ihre Reise nach Norden begann und bei ihrem Höhersteigen in den Himmel den Schnee schmolz, da hoben die tapferen kleinen Schneeglöckchen den Kopf, sogar noch bevor der Schnee ganz geschmolzen war. Ihnen folgten die gelben Blüten des Winterlings, und die vielfarbigen Krokusse lockten die ersten Bienen zum Honigsammeln. In unseren Herzen regte sich tiefe Freude darüber, daß die Natur wieder einen Winter überstanden hatte und der Frühling eines neuen Jahres sich näherte.

Ich verspürte wieder einmal das Wunder der Lebenserneuerung aus ihrer tiefsten Stufe im Kreislauf der Jahreszeiten, und meine Gedanken wurden zu den Jahreszeiten der Seele hingeführt: Kindheit und Jugend sind der Frühling des Lebens; den Sommer kennzeichnen Reife und Arbeit; Frucht und Ernte kommen im Herbst, und der Tod schließt die Augen für den Schlaf und den Winter des Geistes, der sich dann in der schützenden Dunkelheit befindet, wo er von allen vorübergehenden Wunden und Enttäuschungen befreit ist – nur der karmische Same bleibt zurück, der zur gegebenen Zeit erwacht und auf die große lebenspendende Sonne reagiert, um eine neue Runde in den Jahreszeiten der Seele zu beginnen.

Als ich über diese endlose Prozeßion des Lebens in sich ständig vergrößernden Zyklen der Erfahrung nachdachte, fiel mir eine Legende aus dem Mahāyāna-Buddhismus ein. Nachdem Buddha durch eine lange Reihe von Verkörperungen gegangen war, kam er schließlich zum Höhepunkt seines Daseins, an dem er zur wohlverdienten Ruhe und Glückseligkeit in das Nirvana eingehen konnte.

Doch bevor er in dieses eintrat, wandte er sich nochmals um und sah hinter sich Millionen Mitgeschöpfe, die sich immer noch in ihren Kreisläufen der Unwissenheit und des Leidens abmühten. Da bewegte ihn das Mitleid so sehr, daß er umkehrte und hinabstieg, um unter ihnen den Platz als Helfer einzunehmen. Das ist für mich keine bloße Legende, sondern eine weitere Parabel für die Wahrheit, daß der universale Leben-Spender jedem einzelnen seiner sich vermehrenden Nachkommenschaft mit brüderlichem Einfluß hilft, seiner gegenwärtigen Fähigkeit entsprechend, dieses Dasein zu begreifen und aufzunehmen.

Ein ähnliches Bild göttlicher Selbsthingabe für jene, die Jesus »die geringsten dieser meiner Brüder« nannte, wird von Paulus in seinem Brief an die ersten Christen in Philippi gegeben. An dieser Stelle spricht er von Christus, wie er Stufe um Stufe von der Göttlichkeit bis zum Menschen herabsteigt, und weiter vom Menschen zum Knecht, vom Knecht zum Tod, ja sogar bis zum Kreuzestod, damit er »die Gefangenschaft gefangen nehme« und den Menschen in immer größere Freiheit führe.

Als ich kürzlich mit einem japanischen Freund sprach, verglichen wir die buddhistische Religion mit der christlichen und kamen überein, daß ihre Lehren die gleiche Funktion des Ewig Einen demonstrieren, das sich immer wieder seinen Nachfolgern mitteilt, indem es ihr Los teilt und damit veranschaulicht, daß das Eine während ihrer langen Wanderungen durch die Jahreszeiten nie von ihnen getrennt ist, sondern immer in den zu ihm Gehörenden versenkt und verkörpert ist.

Kann es nicht sein, daß das Ziel für die Seele auf ihrer Wanderung durch die Zyklen von einer Erfahrung zur anderen durchaus nicht ein Endpunkt ist, sondern vielmehr, wie die Meister uns gezeigt haben, ein freiwilliges Wiedereintreten in den rhythmischen Gang der Natur – um mit unseren jüngeren, noch suchenden Brüdern das zu teilen, was wir von den Jahreszeiten der Seele gelernt haben?

Wer das Geheimnis kennt, spricht nicht darüber.
Doch wer darüber spricht, kennt das Geheimnis nicht.

– LAO-TSE

Lausche auf den Gruß der Morgendämmerung. Achte auf diesen Tag, denn er ist Leben, das wahre Leben des Lebens. In seinem kurzen Verlauf liegen alle Möglichkeiten und Gegebenheiten Deiner Existenz.

Die Freude des Wachstums - Der Ruhm der Tat - Der Glanz des Schönen.

Das Gestern ist bereits ein Traum, und das Morgen ist nur eine Vision: Aber wenn das Heute gut gelebt wird, macht es jedes Gestern zu einem Traum des Glücks, und jedes Morgen zu einer Vision der Hoffnung. Achte daher gut auf diesen Tag. So lautet der Gruß der Morgendämmerung. — Aus dem Sanskrit

*Es wird gesagt,
daß selbst die Sterne Harmonie
verbreiten, wenn sie sich in
ihren Sphären drehen.*

— Thomas Carlyle